Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

I. Jahrgang. **München, 14. Januar 1885.** Nr. 3.

Victorien Sardou.

Charakterstudie von M. G. Conrad.

Ein Komödienschreiber-Schauspiel in neunundneunzig Auf-, An- und Umzügen mit Pauken und Trompeten, Reklame-Chören und kritischen Hahnenkämpfen!

Dora, Feodora, Theodora — Eldoradora und so weiter mit den Stücken, den Millionen und andern Grazien! Sardou macht alles. Geschwindigkeit ist seine Hexerei. Sardou ist alles: Medizinmann, Bettler, Millionär, verliebter Hansnarr, würdevoller Bonapartist, spaßhafter Akademiker, ernster Feuilletonist, lachender Moralphilosoph, heiliger Sarah Bernhardtianer, Archäolog und Theolog, eine lebendige Universität — kurz, ein unendlicher Tausendsassa, ein Wundermensch.

Natürlich auch ein Kulturkämpfer! Natürlich auch ein Retter Frankreichs!

Er kann kein Feuerchen flackern sehen, ohne herbeizuspringen und hineinzublasen und sein dramatisches Ölfläschchen, das wie das Krüglein der Wittwe von Sarepta niemals leer wird, über den Herd zu gießen. Aber er hat viel Wasser in seinem Öl, und nicht immer reines, und der Aufguß nährt nicht nur die Flamme, sondern treibt auch ihren Feuerkörper auseinander, daß die Funken sprazelnd nach allen Seiten stieben und ein ungeheurer Rauch, begleitet von widerlichem Geruch, der die stärksten Nerven angreift, die Brandstätte einhüllt.

Es ist ihm weniger um das Licht, um die stolze Flamme, um die fesselos aufsteigende Lohe zu thun, als vielmehr um das Schauspiel des Brandes selbst, um alles, was das Auge blendet und die Nase mit brenzlichen Gerüchen reizt. Die liebliche Helle, die milde Wärme kümmern ihn kaum. Das zerstörende Element in seiner sinnlosen Eigenmacht, welche die Nachbarschaft allarmiert und die Spritzenmannschaft außer Atem bringt, das ist es, was ihn hauptsächlich zu locken scheint.

Geht es dann recht drunter und drüber, wie z. B. nach der Aufführung seines „Rabagas", seines „Rochat", dann zieht er sich flink in seine sichere, weich ausgepolsterte warme Ecke zurück, und seine ironisch-satyrische Begabnis kichert vor Wonne und beißt sich wie eine tolle Schlange vor Vergnügen in den eigenen Schwanz.

Wo etwas los ist in Staat und Gemeinde, Haus und Welt, das die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade zu fesseln, die Phantasie zu überhitzen, die Herzen zu entzünden verspricht, so daß das Blut selbst des letzten Philisters in Wallung gerät und der phlegmatischste Bärenhäuter die Ohren spitzt und sich seiner „hohen Kulturmission" auf einen Augenblick bewußt wird: flugs ist der Monsieur Sardou zur Stelle und bemächtigt sich mit einem nagelneuen Theaterstück des interessanten Streitobjekts.

Er ist der Virtuos der Aktualität. Spiritualist und Spiritist — aber ein Rechner, aber ein Pfiffikus, aber ein Mordskerl!

Er ist der Paganini der Bühne, der auf seiner dramatischen G-Saite die erstaunlichsten Variationen über die paar Noten fiedelt, die ihm die Kulturbewegung des Tages als dankbares Motiv zugeworfen hat. Das ist zwar nicht immer gute Musik, nicht immer der sonore Ausdruck einer reinen Tonempfindung — aber es ist verteufelt geschickt und macht trotz seiner inneren Kümmerlichkeit einen Höllenspektakel der amüsantesten Art. Das Publikum applaudiert oder pfeift, je nachdem, und nur den Wenigsten gelingt es, gleichgiltig zuzuhören.

So hat er den „Rabagas" zusammengefiedelt, „Dora", „La Haine", den „Daniel Rochat" und zwei oder drei Dutzend andere Stücke und zuletzt die „Theodora". Man hat sie in alle Theatersprachen der Welt übersetzt, der Künstler hat ein heidenmäßiges Geld dabei verdient und die Ehre obendrein, als einer der größten dramatischen Virtuosen seiner Zeit zu gelten. 1878 hat ihn die Akademie unter die „Unsterblichen" versetzt.

Sardou aber ist nicht zufrieden mit dem Lob, das seiner witzigen Kunstfertigkeit gezollt wird. Er will als Philosoph und Gelehrter gelten und erhebt den Anspruch, als Kulturkämpfer die großen Schlachten des Geistes mitzufechten.

Hier der Beweis. Monsieur Fourcaud hat den Dramatiker in seinem Schlosse zu Marly-le-Roi aufgesucht und ihn gebeten, ihm z. B. die Entstehungsgeschichte des „Daniel Rochat" zu erzählen. Sardou, einer der bereitwilligsten und gewandtesten Plauderer, den sich nur ein Interviewer wünschen kann, ist auf diesen Wunsch eingegangen (er geht auf alle Wünsche ein, die seiner Reklame dienen, der gute Mensch! er schwatzt alle seine Geheimnisse aus, die er weiter geschwatzt haben will, um sie dann — öffentlich ableugnen oder sich wenigstens als den durch Indiskretionen Gekränkten dem allgemeinen Mitleid empfehlen zu können!) und hat auf die Frage Fourcauds, warum er in diesem Stücke die religiöse Debatte aufgegriffen habe, folgendes Feuilleton geredet.

„Warum? Das ist sehr einfach. Die religiösen Streitigkeiten sind zu dieser Stunde die allerleidenschaftlichsten; sie beherrschen Alles. Sehen Sie die Kämpfe, die wegen des Artikels 7 der Ferry'schen Gesetze geführt worden sind! Sehen Sie die Bewegung, die durch die Ersetzung der Schulbrüder durch weltliche Lehrer hervorgerufen worden ist! Und das sind nur sekundäre Thatsachen, gleichsam Episoden der riesigen Schlacht, die geliefert wird. Der dramatische Autor, der seine Kunst respektiert, hat das Recht, vielleicht sogar die Pflicht, die sozialen und philosophischen Fragen, welche gerade an der Tagesordnung sind, in Angriff zu nehmen. Ich habe, so gut wie ein anderer, auch mein Wort zu sagen, und unter einer ergreifenden Form, d. i. in einem Drama, den Antagonismus zeigen wollen, der zwischen dem Glauben, repräsentiert durch ein Weib, und dem Unglauben, repräsentiert durch den Mann, natürlicher Weise entstehen muß. Soviel über den Grundgedanken des Stücks.

„Was das Drama selbst betrifft, so mußte es sich gerade aus der schmerzlichen Situation ergeben, die durch die abweichenden religiösen Ansichten zweier Wesen, welche sich lieben, aber keineswegs verstehen, geschaffen werden kann. Angezogen durch die Liebe, sind sie getrennt durch die Fragen des Gewissens. Fürchterlicher Gegensatz und fast unheilbares Übel! Es schien mir meiner selbst würdig, ihm kühn ins Antlitz zu sehen! Wenn Sie das Wort richtig deuten, so kann ich Ihnen sagen, daß ich versucht habe, die „Huguenots" ohne Musik zu machen!"

Auf die Frage Fourcauds, durch welche Entwickelung älterer Ideen, durch welche geheime Vorbereitung er plötzlich dahin gelangt sei, ein solches Werk zu unternehmen, antwortete Sardou lächelnd:

„Sie verlangen also meine Generalbeichte? Eh bien, die soll Ihnen werden. Zudem mißfällt es mir selbst nicht, in meinen alten Erinnerungen zu kramen, denn nichts erklärt uns die Gegenwart besser, als die Vergangenheit.

„Ich habe es Ihnen schon hundertmal erzählt, daß ich Studiosus der Medizin gewesen. Das ist bekannt. Wollend oder nicht, mußte ich mich damals in das

Studium der positiven Wissenschaften vertiefen. Aber ich fand gleichfalls Geschmack an philosophischen und religiösen Studien. Wenn ich aus meiner medizinischen Schulzeit hinlängliche Kenntnisse bewahrt habe, um mit dem Doktor Broca über Moleküle zu plaudern, so könnte ich gleicherweise mit Taine über das Ich und Nicht-Ich diskutieren. Später habe ich Privatstunden in der Geschichte gegeben, und mein Geist hat sich hauptsächlich der Geschichte der Reformation zugewendet, welche das große Präludium zu 1789 ist, wie Sie wissen. Sagen Sie mir gütigst, was ist denn Erasmus anders, wenn nicht ein Voltaire qui prépare sans prévoir? Luther ist für die Reformation, was Danton für die Republik ist. Er setzt Thatsachen an die Stelle der Ideologie. Aber bald sieht sich Luther von den Bauern überholt, d. i. von der unmittelbaren und gewaltsamen Anwendung der Theorien auf die Gesellschaft. Man brennt die Schlösser nieder, man verübt die wildesten Erpressungen. Endlich macht man zu Münster einen Regierungsversuch mit der Kommune, welche die neuen Ideen in ihrer vollen Übertreibung, in ihrer ganzen Thorheit anwenden will. Du lieber Himmel! hier sehen wir die antizipierte Entwickelung der Ereignisse Schritt für Schritt, wie wir sie selbst später erleben mußten zu unserm Schmerze. Die Kommune von Münster war mystisch, die Kommune von Paris im Jahre 1871 atheistisch. Vom Unterschied der Zeit abgesehen, war die Krisis im Grunde dieselbe.

„Es hat den Anschein, als entfernte ich mich von meinem Sujet, aber warten Sie nur. Diese Leidenschaft, die mich für die Reformationsgeschichte ergriffen hatte, wurde unterhalten durch die Verpflichtung, Enzyklopädie-Artikel über die Männer und die Werke der Renaissance zu schreiben. Fast drei Jahre hindurch habe ich vollständig im sechzehnten Jahrhundert gelebt. Ich habe damals eine Übersetzung der ersten Erasmischen Kolloquien angefertigt; ich habe sie nie veröffentlicht. Ich habe auch eine große, sehr verwickelte dramatische Arbeit angefangen, ein umfangreiches Ensemble von zwei Tragödien in fünf Akten, deren erster Teil Luther zum Helden hatte und deren zweiter Teil Thomas Münzer, den Chef des Bauernaufstandes, und Johann van Leyden, den Anabaptistenkönig von Münster, in's Spiel zog. Sie werden hierin, wie ich denke, die Ideen wiedererkennen, von denen ich soeben sprach. Ich arbeitete Tag und Nacht. Ich las die Bibel, den heiligen Augustin, die Kirchenväter, die Theologen, die Historiker, die deutschen Philosophen. Unglücklicherweise konnte ich von alle dem nicht leben — und ich habe ein Theaterstück für Déjazet gemacht.

„Aber Sie werden daraus wohl ersehen, daß alle diese Arbeit keine verlorene war. Die Übung, der sich mein Geist beugen mußte, verhinderte, daß ich einrostete. Ich hatte in einer Ecke eine ganze Masse von Materialien schlummern, die nur der rechten Stunde harrten, um sich lebendig aufzurichten. Plötzlich tauchten die religiösen Diskussionen auf; ich mußte ein Stück schreiben. Was habe ich gethan? Ich habe auf den Griff gedrückt und die ganze Vergangenheit stand vor mir auf."

In welcher Weise hat aus diesen Reminiszenzen das Drama „Daniel Rochat" seine Gestalt gewonnen?

Das queckfilberne Männchen neigt seinen Kopf mit dem schmalen, bartlosen Gesicht, den pfiffigen Fuchsäuglein und den langen, glatt nach rückwärts gestrichenen Haaren ein wenig auf die Seite und erwidert mit seinem habituellen Lächeln:

„Nichts ist einfacher! Das Drama ist mir wie eine algebraische Formel vor den Sinn getreten. Ich wollte den Mann und das Weib sich einander in die Haare kommen lassen. Das war mein Ausgangspunkt. Der Mann ist die Vernunft, das Weib das Gefühl; dies die erste Deduktion. Wie mußte ich mir nun hinsichtlich seiner Ideen den Mann vorstellen? Als Parteigänger der modernen Ideen, folglich als Republikaner, durch Neigung, Überzeugung und Interessen zum Positivismus hingezogen. Auf dieser Seite war ich im Klaren. Größer erschienen die Schwierigkeiten auf Seite des Weibes. Das Weib konnte eine Französin sein, eine Katholikin, im Gegensatze zum Manne hätte sie dann auch reich und von vornehmer Geburt sein müssen. Aber diese Antithese verkleinerte mir die Idee. Mein Drama hätte nur noch eine Kaste repräsentirt: den Adel, und nur eine Form der Gläubigkeit: den Klerikalismus. Ich mußte etwas anderes

suchen. Ich wollte um jeden Preis zwei typische Wesen schaffen und generalisieren. Ich habe zunächst die Hand auf den Atheisten gelegt und dann aus dem Weibe eine Protestantin gemacht. Der Atheist ist ein allgemeines Wesen und ist allen Ländern gemeinsam. Die Protestantin gehört dem wenigst verwickelten und somit liberalsten Kultus an. Außerdem habe ich meine Heldin aus der anglo-amerikanischen Gesellschaft genommen; sie entstammt einer durchaus freisinnigen Familie und ihre Erziehung wußte nichts von irgend welcher exklusiven und aristokratischen Tradition. Auf diese Weise erweiterte sich meine Idee und entledigte sich aller parasitischen Elemente. Der Mann personifiziert kategorisch die Verneinung, das Weib nicht weniger kategorisch die Bejahung."

Hier breche ich diese Mitteilungen ab. Das Fragment reicht hin, von dem Causeur Sardou einen annähernden Begriff zu geben; das lebhafte Spiel seiner Physiognomie, womit er seine Rede begleitet, die flüchtigen Nüancen im Accent und in den Gesten entziehen sich leider jeder schriftlichen Fixierung.

Das Drama, dessen Genesis der Autor soeben selbst erzählte, ist durch die Aufführungen am Théâtre-Français und in Wien, sowie durch die Besprechungen in allen in- und ausländischen Zeitungen zur genüge bekannt geworden. Was hat Sardou aus seinem famosen Atheisten, in welchem er die ganze Summe der modernen Weltanschauung verkörpern — und persiflieren wollte, im Verlaufe seines umfangreichen Stückes gemacht? Einen Hampelmann, eine Karikatur. Die Satyre ist ja in einzelnen kleinen Zügen ganz gut geraten, aber der Gesamtcharakter ist eine Stümperei. Das ist kein Repräsentant des Atheismus, der ernst genommen zu werden verdiente. Bei näherer Betrachtung fällt alle Wurzelhaftigkeit ab, der Boden entweicht und die Theaterpuppe hängt in der Luft, so daß man jedes Schnürchen sieht, an welchem sie von dem launischen Autor gezogen wird. Das ist ein Produkt der Theaterfabrik, aber kein dem wirklichen Leben abgelauschtes, aus der exakten Beobachtung herausgebornes Wesen. Das ist nicht die Physiognomie des Atheisten als eines „allgemeinen Wesens", wie oben der Autor prätendierte, sondern nur seine Grimasse.

Und dann diese Protestantin, deren amerikanisch-liberale Erziehung so merkwürdige Früchte gezeitigt hat! Wie ein Blitzstrahl trifft sie Amors Pfeil — und siehe da, statt einer Explosion wahrer Passion, urwüchsiger Weibesliebe, herzhafter Leidenschaft bietet sie ihrem Geliebten einen matten Aufguß vulgärer Katechismusweisheit und eine so banale, dogmatische Wortklauberei, daß wir nicht nur jedes Vertrauen in ihre Intelligenz, sondern auch den letzten Rest von Glauben an die Liebesfähigkeit ihres Herzens verlieren müssen.

Dieser „Daniel Rochat" ist ein eklatanter Beweis, daß die bloße technische Geschicklichkeit und die Reminiszenzen alter Schulkenntnisse nicht hinreichen, ein wahrhaft großes Drama lebensfähig auf die Bretter zu stellen. Denn Sardou hat in der That niemals eine erstaunlichere Kunstfertigkeit in der Entwickelung und der Führung der Szenen, eine verblüffendere Schlauheit in der Umgehung der kapitalsten Schwierigkeiten gezeigt; niemals hat er sein Talent, sein Wissen, seinen Willen straffer angespannt, um ein Meisterstück zuwege zu bringen. Und welcher Purzelbaum aus der schwindelnden Höhe forcirter Genialität in die Tiefe absoluter Mittelmäßigkeit!

So lange er in seiner Sphäre geblieben, d. i. so lange er sich darauf beschränkte, mit Marionetten zu spielen und das Publikum mit seiner eminenten szenischen Taschenspielerkunst zu amüsieren, die kleinen Lächerlichkeiten seiner Zeitgenossen zu geißeln und Witze zu reißen, ging alles gut. Seine Verve, seine Behendigkeit, seine spaßhaften Allüren waren das Entzücken der Theaterenthusiasten in allen fünf Weltteilen. Sobald er aber nicht mehr spielen, sondern schaffen, nicht mehr amüsieren, sondern tragisch erschüttern und zerschmettern wollte; sobald er, statt kleine Spießbürger am Drähtchen zu ziehen, die hohe Figur der modernen Negation, die sich auf einen ganzen Komplex wissenschaftlicher Thatsachen stützt und nicht auf Mönchs- und Philosophengezänke, herausmeißeln, und mit der Afterweisheit klerikaler Schwätzer, mit den blöden Anekdoten reaktionärer Chronisten an die höchsten Probleme des Menschengeistes rühren wollte, da mußte der Verfasser der „Pattes de Mouches" und der „Bourgeois de Pontarcy" ein Fiasko machen, wie es das Théâtre-Français nur selten gesehen.

„Daniel Rochat" ist ein Monument poetischer und philosophischer Impotenz.

Die nervöse, elastische Natur Sardous hat sich durch diesen Mißerfolg durchaus nicht entmutigen lassen. Mit seiner verblüffenden Feodora- und Theodora-Tragödie hat der dramatische Erbe des seligen Scribe diese Niederlage wettgemacht, wie er früher schon durch eine Reihe von Erfolgen eine gute Zahl von Niederlagen wettgemacht hat.

Die Anfänge seiner Laufbahn waren schwierig; und als endlich die Sonne des Ruhmes über ihr aufgegangen, fehlte es nicht an wiederholten partiellen und totalen Finsternissen. Keine Enttäuschung war jedoch stark genug, das Vertrauen des Schriftstellers auf seine eigene Kraft, die Zuversicht in einen schließlichen glänzenden Sieg zu erschüttern.

Lassen wir ihn selbst erzählen:

„Ich war so sicher empor zu kommen, ich glaubte so felsenfest an meine Zukunft, daß ich eines Abends, als ich nicht einmal Geld zu einem bescheidenen Nachtessen hatte, ruhig heimging und ganz ernsthaft von der Einrichtung des Schlosses träumte, das ich mir kaufen wollte, sobald ich Millionär geworden. Ich erinnere mich noch, wie ich einen Bleistift nahm und zu meinem Amüsement den Plan und die Ornamentation des Bücherschrankes aus geschnitztem Eichenholz zeichnete, der heute meine Schreibstube ziert. Ich wohnte damals bei einem braven Schuhflicker, der mir eins von den beiden Kämmerchen überließ, die sein Logis bildeten. Das war eine Mansarde, die ihr Licht durch eine Dachlucke erhielt, und um hineinzugelangen, mußte ich erst durch die Schusterskammer gehen, wo ich den Dunst von feuchtem Leder, von Pech und Kleister zu atmen bekam, der beruhigend auf meinen leeren Magen wirkte. O, der Geruchssinn hat auch sein Gedächtnis! Es ist mir in diesem Augenblick noch, als röche ich die ekelhaftesten Ausdünstungen, die sich mit den Kohlengasen verbanden, welche einem weißglühenden eisernen Öfelein entströmten . . . . Es ist mit meinem Bücherschrank wie mit den tausend Nippessachen, die heute mein Haus in Paris und meine Besitzung in Marly garnieren; sie erinnern mich an die goldenen Träume, wie sie damals gleich einer Hallucination aus den Ängsten meines leeren Magens aufstiegen und sich meines Gehirns bemeisterten. Es ist mir oft passiert, daß ich, ohne einen Sou in der Tasche, in den Laden eines Antiquars trat, um irgend ein wertvolles Bild oder sonst eine Kostbarkeit zu erhandeln, und daß ich mich mit den Worten von dem Kunsthändler verabschiedete: Später, wenn ich reich geworden bin, werde ich Ihnen das abkaufen! Ich habe hier ein wundervolles Gemälde von Bernard Palissy, das richtig zehn Jahre auf mich gewartet hat."

Fürwahr, nie hat der Glaube eine schönere und promptere Belohnung empfangen. Die Kirche könnte dieses siegreiche Exempel für ihre seligen Zwecke ausbeuten, wäre nur dieser Sardou'sche Glaube nicht so himmelweit von der bekannten Sorte kirchlicher Gläubigkeit verschieden. Sardou, dem die Natur nur ein schmächtiges, gebeugtes Körperchen mit in den Kampf um das litterarische Dasein gegeben hat, verfügt über eine eiserne Willenskraft, mit welcher er in unermüdlicher Arbeit sein kleines, aber reelles und eigenartiges Talent zur äußersten Leistungsfähigkeit entwickelte. Sein Glaube hat triumphiert, weil ihm ein beispielloser Fleiß, eine Betriebsamkeit sondergleichen zur Seite gestanden.

Auch das Weib hat eine große Rolle in seinem Leben und in der Geschichte seines Strebertums gespielt. Trotz seiner schwächlichen Gestalt, die eher an einen armseligen Kandidaten der Theologie, der wiederholt durchs Examen gefallen, als an einen Parisien de Paris gemahnt, hat er in seinen leuchtenden Äuglein, in seinen kindlich liebenswürdigen Manieren, in der stillen Energie seines glattrasierten Gesichtes ein gewisses etwas, das mehr bittend als fordernd zum Herzen des schwachen Geschlechtes spricht. Das Weib hat einen feinen Sinn für solche Naturen, die ohne seine Wärme, ohne seinen gütigen Sonnenschein in dieser schrecklich kalten Welt nicht bestehen könnten.

Sardou wäre bei aller Arbeit, bei allem Talent vielleicht doch erfroren, wenn ihn nicht das Ewigweibliche liebevoll an den Busen genommen und warm gehalten hätte.

Wie sie in dem warmen, anregenden Neste der Liebe entstanden sind, so sind seine ersten Stücke auch durch Frauenhände in die Direktionszimmer geleitet und über die tausend Schwierigkeiten hinweggehoben worden, die zwischen dem Bühnenmanuskript des Anfängers und der ersten Aufführung zu liegen pflegen.

(Schluß folgt.)

An Clara Ziegler

bei ihrem Wiederauftreten an der Königlichen Hofbühne in München.

Von Hermann Lingg.

Bei uns wohl, aber nicht mehr unser warst Du
Und schienst Entfernten näher, als den Freunden;
Nun sehen wir Dich uns zurückgegeben
Und nicht entfremdet sehen wir Dich wieder,
Ein Zug des Herzens führte Dich zurück,
Und so begrüßen wir Dich froh willkommen.

Geschick und Jahre mögen vieles ändern,
Die Kunst nimmt nicht von einem Haupt die Weihe,
Das einmal ganz ihr angehörte, nein,
Sie reift, erhöht nur und vertieft den ernsten
Und starken Willen, ihr getreu zu bleiben,
Sie lohnt durch Zuwachs idealer Güter
Und krönt Bestrebung, krönt den edlen Eifer
Mit wahren, immer steigenden Erfolgen.
Die Bildnerin der Schmerzen, die Tragödie,
Erwählte Dich schon frühe, Hüterin
Des heil'gen Feuers ihr zu sein; Dir ward
Die Kraft der Sprache, Dir der Würde Haltung,
Dir jeder Vorzug, um die Macht der Leidenschaft
Entfesselt und gebändigt uns zu zeigen.

Erinnerungen fliegen Dir entgegen
Mit Kränzen, unverwelkten, mit den Namen
Gewalt'ger Schöpfungen der Dichtung. Komm'!
Belebe sie, wie einst, durch Deine Kunst,
Erfreu' uns, wie Du's sonst gekonnt, erhebe,
Erschütt're, wie nur Du es kannst, die Herzen!

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Theodor, der sich an der Versammlung kaum satt sehen konnte, fragte: Wie viel Herren mögen es wohl beiläufig sein?

Dreihundertachtzehn genau gezählt, erwiderte Plato. Darunter siebzehn Widerspenstige, die für den alexandrinischen Kaplan schwärmen, der den Sohn kleiner

Clara Ziegler.

Erste Porträt-Beilage zur realistischen Wochenschrift „Die Gesellschaft".

Digitized by the Internet Archive
in 2023

https://archive.org/details/die-gesellschaft-1885_1885-01-14_1_3

machen will als den Vater. Zwölf haben schon beigegeben, fünf sitzen noch bockbeinig dorten, darunter dein eigener Bischof. Siehst du ihn: Eusebius von Cäsarea! Schlimm genug um eine Partei, wenn ihrer so wenige sind, daß sie die ganze Stadt kennt. Die geben auch noch nach.

Eusebius nicht, fiel Theodor ein. Den kenne ich. Bei uns ist Alles arianisch.

In diesem Augenblick tutete es wieder und Hosius erklärte in etwas gebrochenem Griechisch aber mit volltönender Stimme, es sei der Vorschlag eingebracht, daß Bischöfe, Priester und Diakonen, die bereits verheiratet seien, sich von ihren Frauen und Kindern trennen oder ihre Würden niederlegen sollten.

Furchtbarer Lärm folgte auf diese Bekanntmachung. Von der Einsiedlerpartei schlugen Einige sogar mit ihren Stöcken auf den Boden, Andere ballten die Fäuste, es wurde hinüber und herüber geschrieen und der Sturm legte sich nicht eher, als bis neben Hosius ein großer stämmiger Mann erschien, der nur ein Auge hatte und mit dem Finger auf die hohle Stelle des fehlenden Auges deutete.

Es ist Paphnutius, wurde gerufen, hört ihn! Hört Paphnutius von der Thebais!

Es ist gewiß keiner unter euch, hub er an, so weit hergekommen, wie ich! Meine Einsiedelei steht in Oberägypten, oberhalb Theben, am Nil, eine Tagreise von Krokodilopolis. So weit das Auge reicht, ist die Wüste bedeckt mit unseren Zellen. Jenseits des Flusses uns gegenüber wohnen die Einsiedlerinnen.

Ein leises Gemurmel ging durch die Versammlung.

Ich habe, fuhr Paphnutius fort, einen innig geliebten Freund, den alle Welt als einen Heiligen verehrt. Man nennt ihn Paul den Einfältigen, weil er Alles thut, was man ihn heißt. Der große Antonius, dessen Schüler er war, ließ ihn oft Tage lang Wasser holen oder Honig sammeln und wieder ausschütten. Wenn er sich nach Sonnenuntergang mit dem Meister zum Abendbrod niedersetzte und eben den ersten Bissen zum Munde führen wollte, befahl ihm Jener, statt des Essens Psalmen zu singen. Und er sang.

Jede heutige Versammlung wäre bei dieser Erzählung in sogenannte Heiterkeit ausgebrochen. Jene Väter kannten aber den Wert des Gehorsams und im Bewußtsein, daß sie selbst ihre Begierden häufig nicht zu zähmen vermochten, schwiegen sie ehrfurchtsvoll.

Der große Antonius, fuhr Paphnutius fort, wurde über neunzig Jahre alt und vermachte Paul dem Einfältigen seinen Rock, den er sich selbst aus Palmenblättern zusammengenäht hatte, und Paul der Einfältige, der erst gar im hundert und zwölften Jahre starb, schenkte ihn mir zum Andenken, und ich trage ihn heute noch, er ist mein liebstes Kleidungsstück, ich habe kein anderes.

Damit warf sich der Redner stolz in die Brust, und Theodor dachte sich: der Stoff ist mir schon immer befremdlich vorgekommen. Auch hatte der Ehrwürdige vom eigentlichen Gegenstand noch nichts gesagt. Aber nun begann er:

So leben wir am oberen Nil, da, wo er die erste seiner drei Stufen herniedersteigt. Wir singen und beten, beten und singen, flechten aber auch Körbe und Matten, die wir an Schiffer verkaufen, zum Besten der Armen. Ihr fragt: woher Arme in der Wüste? Ich sage euch: sie ziehen uns nach, wie die Fliegen der Heerde. Und wir sind ihnen dankbar, denn sie schildern uns die sittliche Verwüstung der Welt und wie es in den Städten zugeht, in Theben und Ptolemais, in Apollinopel und Aphroditopel. Auf diese Weise erfuhr ich, daß sich in Theben eine gewisse Thais durch ihren Putz berühmt gemacht habe. Die ganze Jugend lag in ihren Netzen, das Glück vieler Familien war von diesem schönen Ungeheuer, von diesem Teufel in Engelsgestalt verschlungen worden. Denkt euch nur: sie hatte wallendes blondes Haar und bedurfte nicht des goldenen Puders, womit andere Weiber das Sternbild der Berenice auf ihren Nacken zaubern. Ihren Liebhabern verdankte sie eine ganze Schatzkammer von Geschenken, ihre Sitze und Polster bezog sie aus Memphis und zum Empfange von Besuchen trug sie das bekannte koische Seidengewand.

Der Leser wird denken, für einen Einsiedler ist diese Beschreibung ziemlich lebhaft. Auch Theodor fing an, den Alten im Palmenrocke zu bewundern, und über dem Konzilium selbst lag eine bange Stille. Präsident Hosius blickte mit gefaltetem Angesicht vor sich hin und es schien, als ob sich sogar der Trompeter auf einen Interventionsbefehl gefaßt machte. Paphnutius merkte vielleicht selbst, daß er zu weitwendig geworden und beeilte sich, den Kontrast einzuleiten.

Da entschloß ich mich, fuhr er fort, dem Ärgernis ein Ende zu machen. Der Teufel wird gebannt, sagte ich zu den Brüdern, und müßte ich ihn zu jedem der hundert Thore Thebens eigens hinausjagen. Wir hatten in unserer Kolonie einen ehemaligen Soldaten, der aus dem Heere des Kaisers desertiert war, um seine Sünden ungestört beweinen zu können. Die schmucke Rüstung, die der Mann mitgebracht hatte, war in unserm Verwahr. Ich schor den Bart, wusch mich, legte das Zeug an und that alles mögliche, um den Teufel mit seiner eigenen Waffe, nämlich der Hoffahrt, aufs Haupt zu schlagen. Damals, ihr Väter, hatte ich noch meine beiden Augen und konnte damit schauen wie nur Einer. Aber ich schlug sie meistens nieder.

In Apollinopel wartete ich, bis ein Schiff den Nil hinabsteuerte. Wie klopfte mein Herz, als ich an der Tabenna vorüberfuhr, wo Pachomius mit mehr als zwölftausend Einsiedlern haust und die Wüste weit und breit in ein Paradies verwandelt. Nicht als ob diese heiligen Männer ackerten und Felsen fruchtbar machten, o nein, das ist nicht der Zweck unseres Daseins. Im Gegenteil: je karger die Natur mit ihren Gaben gegen uns wird, desto besser für die Seele, desto weniger Versuchung. Chorgesänge sinds, Seufzer, Gebete und Psalmodien, mit denen wir selbst die Oasen erfüllen. Wenn alles gut geht, kann im nächsten Jahrhundert ganz Aegypten und Kleinasien, bis hieher ins schönbebaute Bithynien mit Einsiedlern und Mönchen bedeckt sein. Dann hört die Jagd nach irdischen Gütern auf, dann schrumpfen die Begierden ein und lebt man nur mehr der Beschauung, und dann ists Himmel geworden auf der Erde.

Hier hielt der Redner inne und lautes Beifallsgeschrei, namentlich seitens der Einsiedler, erfüllte den Saal. Sophós! Herrlich! Man kanns nicht schöner sagen! Er ist ein Prophet — so schollen die entzückten Rufe durcheinander. Nur Theodor schüttelte den Kopf und dachte: wenn die Welt sich so gestaltet, wie Paphnutius will, was wird dann aus uns Kaufleuten?

Endlich, fuhr der Redner fort, kam ich vor Theben an, betete beim Aussteigen einen Psalm und fragte dann den Ersten, der mir begegnete, nach der Wohnung der Thais. Lächelnd wies mich dieser des Wegs. Sehr bald gelangte ich an das Haus, aus dem soeben ein Isispriester herausging, den ich an seinem blendend weißen Leinenanzug erkannte. Um die Mitte des Leibes hatte er einen Gürtel und auf der linken Seite hing ihm das sogenannte Sistrum hinab, oder das Klapperzeug, womit die Anrufungen dieser Göttin begleitet werden.

Hm, dachte ich, sie liebt doch geistlichen Zuspruch, wenn auch nur vom heidnischen Standpunkt. Das ist wenigstens eine gute Grundanlage. Bei meinem Eintritt empfing mich eine Sklavin, die mir sagte, ihre Herrin sei unwohl und habe soeben vornehmen Besuch abgewiesen. Ich aber ließ ihr sagen: wenn ihr auch ein langweiliger Isispfaffe und Mumienwickler zuwider sei, möge sie doch einen Kriegsmann aus der Thebais günstiger aufnehmen, der sich überdieß noch verbindlich mache, sie von allen Übeln zu befreien. Die Dienerin kam alsbald mit der Aufforderung zurück, ich solle eintreten. Thais, wirklich etwas blaß aussehend, lag auf einem mit Tigerfellen bedeckten Ruhebett. Mich hieß sie auf einem Dreifuß Platz nehmen.

Wo möglich noch tiefere Stille in der Versammlung. Ernste Miene des Vorsitzenden, erhöhte Bereitschaft des Trompeters.

Wie heißest du? fragte sie mich mit etwas angegriffener, aber holder Stimme.

Paphnutius. —

Hast du gegen Maxentius gekämpft oder gegen die Sarmaten?

Ich pflege mir, sagte ich, schlimmere Feinde auszusuchen. Ich kämpfe gegen den Teufel und seine Macht und habe bisher immer gesiegt. Es genüge euch übrigens, fuhr der Redner in rascherem Tempo fort, daß ich volle sieben Stunden bei der Sünderin zubrachte. Ich schilderte ihr die Schrecken des Gerichtes, die Qualen der Hölle und den hellleuchtenden Schatz der Gnade; ich machte sie beben, seufzen und weinen, ich riß die Rüstung ab und zeigte ihr mein rauhes Brustgewand, die Striemen der Geißelhiebe, die ich mir selbst gegeben, die Wundmale, die ich mir gestochen und sagte ihr, wie weit aus der Wüste ich gekommen sei, um sie von der Verdammnis zu retten. Endlich, mit einem Schrei, der aus der Tiefe der Seele kam, fiel sie mir an die Brust. Mit der Sonne ging ihr das himmlische Licht auf. Sie verkaufte ihre Besitztümer, allen Schmuck und Tand, zog einen härenen Kittel an und folgte mir. Als ich sie bei den Einsiedlerinnen unterbringen wollte, erklärte sie sich für unwürdig, diesen Jungfrauen ins Angesicht zu sehen. Ich mußte ihr eine besondere Zelle anweisen, in der sie zehn Jahre bereuend zubrachte. Als ich merkte, daß ihre Erlösungsstunde gekommen sei, führte ich sie heraus. Die Einsiedlerinnen empfingen sie mit Gesang, legten ihr ein weißes Gewand an und blieben um sie versammelt. In ihren Armen starb die Büßerin.

Thränen der Rührung rollten bei diesen Worten nicht nur über die rindenartigen Gesichter der Einsiedler, auch behäbige Bischöfe waren gerührt, besonders der von Antiochia, der selbst mehr als eine Thais in seinem Sprengel hatte und das von solchen Wesen ausgehende Verderbnis geduldig ansehen mußte, denn Alle können sie doch nicht in die Wüste entführt werden, abgesehen davon, daß es nur einen Paphnutius gab, dem die Kunst solcher Bekehrungen ganz besonders eigen war.

Kaum war der Mann aus der Thebais abgetreten, so erschien ein ziemlich fein aussehender Herr, der dem Vorsitzenden zuerst die Hand drückte und dann anfing: Wir hörten soeben, was die Gnade des Himmels und der Eifer guter Menschen im Stande ist. Aber auf den eigentlichen Gegenstand hat sich der ehrwürdige Vater doch nicht eingelassen. Wir wissen jetzt doch nicht: ist Paphnutius, sind die Einsiedler in Ägypten für oder gegen die Priesterehe?

Dafür! rief Paphnutius und eine große Anzahl seiner Gefährten.

Also dafür. Es ist mir erklärlich, daß man sich frei vom Anblick der Menschen zwischen Sand und Steingeröll die Welt anders vorstellt als sie ist. Ich, der ich große Städte kenne, mit Behörden, Landpflegern, Schreibern und Magistern zu thun habe und weiß, wie sehr Alles darauf aus ist, die Priester in Abhängigkeit zu halten, ich bin dagegen. Mein geehrter Freund, der Herr Bischof Spiridion von Cypern, lebte bis vor wenig Jahren selbst in glücklicher Ehe, hatte eine liebenswürdige Frau und, wie ich glaube, sogar fünf oder sechs Kinder. Als der Geist über ihn kam und er sich plötzlich gedrungen fühlte, zu lehren, da verließ er seine Familie. Die Frau war so vernünftig, einzusehen, daß sie diesen Mann von seinen Vorsätzen nicht mehr abbringen könne, zog sich also zurück, und lebte nur mehr ihren Kindern. Ich kenne sie und weiß, welche Freude es ihr machte, zu hören, daß ihr Mann Bischof geworden sei. Spiridion selbst wird bezeugen, daß er mit einer Familie seine Mission absolut nicht erfüllen könnte. Ich bin selbst Bischof —

Wo? ertönte es von allen Seiten.

Aus Kappadocien, sagte etwas piquiert der geistliche Herr und fuhr dann fort: Nach meiner Erfahrung kann nicht einmal ein Diakon seinen Pflichten nachkommen, wenn zu Hause Kinder nach Brod schreien und ihm eine Frau um ein Kleid in den Ohren liegt. Es war vorhin von Paul dem Einfältigen die Rede? Den kenne ich auch und seine Verhältnisse obendrein. Warum ging er denn in die Wüste? Weil ihm seine Frau untreu wurde! Diese schändliche Undankbarkeit veranlaßte ihn, Einsamkeit aufzusuchen. Gestützt auf Paulus — nicht den Einfältigen, sondern den Apostel, frage ich: welcher Zustand ist vollkommener: der ledige oder der eheliche? Und was schickt sich für unser Einen mehr, das Vollkommene oder das weniger Vollkommene? Auch die Leviten durften ihre Weiber nicht sehen, so lange sie Tempeldienst hatten.

Eine Stimme: Kein Paradies ohne Weib!

Alles war erstaunt und entrüstet über diese Unterbrechung. Der Redner aber war rasch gefaßt und rief: Zum Weib gehört die Schlange und in der steckt der Teufel. Sprachs und kehrte auf den Platz zurück, wo ihm seine Nachbarn die Hände drückten. Wer spräche so schlecht, um nicht, wenn er es darauf anlegt, wenigstens einen Händedruck zu bekommen?

Nun aber eilte auch Paphnutius wieder hinauf, und ehe sichs der Präsident versah, hatte er das Wort. Der Engel, der vor mir gesprochen hat, kennt die Menschen nicht. Das kann man vom letzten Winkel der Wüste aus sehen, daß die Priester durch ein Heiratsverbot nicht vollkommener werden. Das Beispiel von den Leviten hätte ich lieber nicht gehört. Die Juden dürfen ja z. B. am Sabbat auch nicht schreiben. Läßt sich nun behaupten, daß derjenige, der überhaupt nicht schreiben kann, deshalb reiner sei, als Einer der schreibt?

Ein gewisses Gemurmel in der Versammlung schien anzudeuten, als ob Manche der Ansicht wären, daß sich dies unter Umständen allerdings behaupten lasse.

Ich sage euch, Väter, schloß Paphnutius, eine Stufe tiefer tretend, meine Beobachtungen als Beichtvater und Seelenarzt täuschen mich nicht. Es ist schöner und verdienstlicher, mit einem Weib ehrbar zu leben, als gar keines zu kennen. Wo viele Menschen beisammenwohnen, ist die Ehe eine Schutzmauer, gegen welche sich gerade die Wüstlinge als über ein Verkehrshindernis beklagen. Wer aber unabhängig werden und seine Sinne abtöten will, der ziehe sich überhaupt zurück. Weltbürger oder Einsiedler, ein Mittelding gibt es nicht.

Unter rauschendem Beifall verschiedener Wüstenväter war der redselige Heilige herabgestiegen, kehrte aber zum dritten Mal zurück.

Was meine Freundin Thais betrifft, fügte er bei, so habe ich allerdings vergessen, die Nutzanwendung zu machen. Ich wollte zeigen, daß das Weib, wenn es auch tief fällt, dennoch im Stande ist, wenigstens die Seele wieder zur Vollkommenheit zu erheben. Hütet euch, das Weib zum Sündenbock der Menschheit zu machen.

Damit verließ Paphnutius definitiv den Platz. Ohne es zu wissen, hatte er eine falsche Richtung signalisiert, die von der neuen Sittenlehre damals zuerst eingeschlagen wurde, um sich später zum Zwangszölibat und endlich zum Hexenhammer und zum epidemischen Scheiterhaufen zu entwickeln.

Nach einer Pause bestieg oder vielmehr bekroch ein uralter Klausner, unterstützt von zwei jüngeren Männern, die Emporbühne, vermochte sich aber kaum zu halten, ließ das Haupt in die Brust sinken und machte verschiedene Versuche, seinen Kehlkopf durch Räuspern zu reinigen. Lange bevor er anfing, gestikulierte er mit den Händen und Fingern, woraus freilich noch nicht abzunehmen war, auf welchen Standpunkt er sich in der Streitfrage stellen werde. Endlich begann die Gabe der Rede in ihm zu wirken.

Brüder, so hub er mit hohler Stimme an, ihr glaubt nicht, wie man in der Einsamkeit, bei Wasser und Brod, manchmal auch ohne Brod, der Versuchung ausgesetzt ist.

Die Aufmerksamkeit begann sich bei diesem Zugeständnis einigermaßen zu erhöhen.

Ich weiß, was mir der große Antonius alles von sich erzählt hat, und weiß es auch aus eigener Erfahrung.

Hier überkam den Alten wieder heftiger Husten.

Der Teufel, fuhr er fort, setzte mir manchmal so zu — so zu, daß ich auf und davon laufen wollte, um mich wieder in das Gewühl des Erdenlebens zu stürzen. Da machte Antonius ein Zeichen über mich und sagte: wenn sich der S— der Satan meldet, so befiehl ihm zu weichen. Und wenn er nicht gehorcht, so singe einen Ps— Psalm. Und wenn er sich auch dann noch nichts sagen läßt, dann sammle Dorngestrüppe und wirf dich darauf. Das hilft. Du hörst den Teufel hernach in

der Ferne, wie er vor Schmerzen wimmert. Wenn nun schon Einsiedler Versuchungen ausgesetzt sind, wie mag es Weltleuten gehen, und wären sie auch geweiht? Und wo nimmt Einer, der im Innern von Alexandria oder Memphis wohnt, gleich so viel Dornen her als er vielleicht braucht?

Väter und Brüder, ich warne Euch vor einem Gesetz, das nur da wäre, um übertreten zu werden.

Der Einsiedler hatte zuletzt ganz vernehmlich und ohne Husten gesprochen. Solche Kraft verleiht die Überzeugung. Auf schlechte Beine hat sie allerdings keinen Einfluß, denn der so oft in Versuchung Gewesene krabbelte womöglich noch schlechter herab, als er hinaufgekommen war.

Desto kräftiger schritt der nächste Konzilsvater heran, ein großer, wohlbeleibter Mann mit blonden Haaren, röthlichem Gesicht und blauen Augen.

Theophilus, flüsterte man sich gegenseitig zu. Theophilus, der Gothe! Der Einzige in der ganzen Versammlung, fügte Plato erläuternd bei.

Ich kann kurz sein, meinte Theophil. Wenn ihr dem Priester die Familie nehmt, so wird er sich schadlos halten und zwar in einer dem Charakter seines Landes entsprechenden Weise. Was meine Landsleute anbetrifft, so werden sie das Gebot der Enthaltsamkeit, das ihr ihnen auferlegt, halten. Aber ich fürchte, sie werden eine andere Enthaltsamkeit, die nicht vorgeschrieben ist, fallen lassen. Sie werden so keusch sein als ihr wollt, aber dafür um so mehr Durst bekommen. Die Befriedigung dieses Naturtriebes wird diejenige Zeit ausfüllen, die sonst der Pflege des Familienlebens gewidmet war. Wer von euch ist schon in Rom gewesen? Dort weiß jedermann, was „trinkan" heißt. Die Gothen haben das Wort bekannt gemacht und zu Ehren gebracht. Des einen Menschenrechts beraubt, wirft man sich um so gieriger auf ein anderes. Die Einen werden Gelage halten und wer Hang zum Einsiedlerwesen hat, der wird für sich allein trinken. Ich kenne mein Volk. Viele werden sich dadurch ruinieren. Aber ihr denkt vielleicht: kein Schade um diese Arianer.

Bei diesem Wort entstand ein heftiger Tumult. Arius ist verdammt! Es gibt keine Arianer mehr. Will er rebellieren? Herunter mit dem Gothen! So scholl es wild durcheinander. Hosius breitete beide Hände aus, um den Sturm zu beschwören, aber dieses Sympathiemittel half ihm nichts, er mußte den Trompeter bitten, ihn mit einigen Tönen zu unterstützen, die dann die Nerven freilich so angriffen, daß die Versammlung kleinlaut wurde und nur mehr vereinzelte Interjektionen ausstieß.

Ehrwürdiger Bruder, sagte hierauf Hosius zu Theophil, du hast kein Recht, der Versammlung etwas vorzuwerfen, was du nur vermutest. Ueberdies sind deine Landsleute keine Arianer mehr, können es nicht mehr sein, denn die Beschlüsse dieser Synode sind vom Kaiser bestätigt. Du selbst hast deine Abstimmung allerdings noch nicht widerrufen, aber du wirst dich schließlich fügen, um schweren Strafen zu entgehen.

Strafen? Den möchte ich kennen, der mich straft! Für mich gibts keinen Patriarchen. Mit diesen trotzigen Worten stieg der Gothe herab.

Mit katzenartiger Geschwindigkeit, und ehe ihm eine Erlaubnis erteilt oder verweigert werden konnte, fuhr ein junger Mann empor, der Viktorinus hieß und eigentlich nur als Berichterstatter von Rom hergeschickt war.

Mit Vergunst, rief er, sich wiederholt nach allen Seiten drehend, der Bischof von Rom ist das Oberhaupt derer im Abendlande und Appellationsinstanz —

Für wen? fragte man dazwischen.

Für Gallien, Germanien, Spanien, Brittanien, Allemanien, Pannonien, Rhätien, Sarmatien, Dacien —

Neuer Lärm. Die Zungenfertigkeit des Italieners reizte die Zuhörer fast noch heftiger, als das brutale Phlegma des Gothen. Constantinopels Patriarch gestikulierte besonders eifrig und selbst Athanasius, der doch mit dem in Rom regierenden Sylvester befreundet war, schüttelte den Kopf. Endlich gelang es mit Hilfe des Trompeters dem Hosius, sich wieder Gehör zu verschaffen.

Diese Streitfrage, rief der Präsident, gehört nicht hieher, und ist vom Satan hereingeschleudert. Ich wollte dem Theophilus nur sagen, daß ich ihn strafen werde, ich als Vorsitzender ihn als Mitglied.

Theophil hörte die Drohung nicht mehr, denn er hatte bereits den Saal verlassen und saß vielleicht schon irgendwo bei einem Schoppen. Der Versammlung selbst aber hatte sich eine gewisse Ungeduld bemächtigt. Viele Bischöfe wünschten etwas zu genießen; die Einsiedler aber hatten schon viel zu lange nicht mehr gesungen und psalliert. Hosius kannte das und erklärte, es sei für heute genug. Er werde dem Kaiser vorschlagen, den Antrag wegen der Ehelosigkeit der Priester und Diakonen auf sich beruhen zu lassen.

Zu einem Beschluß, so endigte er, in dem wir nicht alle einig sind, sind wir auch nicht berechtigt, denn die Einigkeit, das ist der heilige Geist. Amen.

Plato verabschiedete sich von Theodor, denn er mußte jetzt auf seinen Posten, um den besser gekleideten Vätern beim Verlassen des Saales behilflich zu sein.

Theodor, wenn auch nicht durchweg erbaut, so doch in seiner Neugierde befriedigt, eilte ebenfalls hinauszukommen und in der Stadt noch einige Geschäfte abzuwickeln. Hiebei hatte er noch das Glück, dem Kaiser Konstantin zu begegnen und in nächster Nähe zu sehen. Der schon etwas bejahrte Herr, über den schon so Vieles gekommen war, saß behäbig zu Pferde, trug einen dunkelblauen Mantel und einen Filzhut. Die Adjutanten und Diener, welche er im Gefolge hatte, waren etwas glänzender gekleidet. Die meisten, die ihm begegneten, kreuzten die Arme über die Brust, bückten sich tief und riefen entweder Augustus oder Sebastos. Als zufällig ein Prälat des Weges kam, hielt der Kaiser und unterhielt sich mit dem Mann, der nicht einmal sehr geistreich aussah, fast eine halbe Stunde über eine Stelle im neuen Testament, wie nach der Hand verlautete.

Theodor war schon öfter nach Nicäa gekommen, doch so viel Merkwürdiges hatte er noch nie gesehen, aber auch noch nicht leicht so schlechte Geschäfte gemacht, da die Leute alle nur geistig und kirchenpolitisch aufgeregt waren, was höchstens den Schenkwirten zu gute kam. Von da zog er durch Mysien und Lydien nach Ephesus, wo man an Bildchen, Medaillen und Altärchen von jeher große Freude hatte. Früher ging der Handel unter den Säulengängen des Dianatempels, jetzt vor der christlichen Kirche.

Von Ephesus schiffte er sich wieder ein, um direkt nach Cäsarea heimzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Böser Zauber.

Von Alfred Meißner.

In der Felsenmühle sitzt
Einsam noch der Mühlgeselle,
Eine Lampe brennt — er schnitzt
Keile bei der Flackerhelle.

Draußen gehen ihren Gang
Sturm und Bach — er muß sich fragen,
Wohin endlich und wie lang
Sein Verhängnis ihn wird jagen?

An die Schnöde lang und viel
Denkt er, die sein Herz verlachte,
Daß er floh zu Wein und Spiel
Und sich um sein Erbgut brachte.

„Thor, vergissest du sie nie?"
Fragt er, „warum diese Thränen,
Als du vor sie tratest? Sie
Lachte mit den blanken Zähnen."

Mit den Zähnen perlenweiß,
Die ihm einst das Herz zerrissen,
Doch von dem, was in ihm heiß
Wogte, schien sie nichts zu wissen.

Zwar — der, welcher sie gefreit,
Hat's nicht gut, kein Knecht will bleiben,
Denn ein Spuk soll nächt'ger Zeit
In dem Haus sein Wesen treiben.

Ihn erschreckt's nicht; müd gehetzt,
Doch noch Sklav' der holden Mienen,
In der Felsenmühle jetzt,
Der verruf'nen, will er dienen.

Also sinnt er, denkt und wacht
Einsam bei der Flackerhelle.
Um die Zeit der Mitternacht
Führt sein Messer der Geselle.

Zwölfe schlägt's — — mit einem Ruck
Fällt das Uhrgewicht zur Erde —
Und er fragt sich, ob ein Spuk
Ihn schon heut erschrecken werde?

Und ein Fenster thut sich auf — —
Auf geräuschlos weichen Tatzen
Jetzt in Sprüngen, jetzt im Lauf
Kommt herein ein Zug von Katzen.

Aufrecht schreitend, zierlich, leicht
Ziehn sie Kreise und miauen —
Haltung und Bewegung gleicht
Wundersam der Art von Frauen.

Eine, wie mit Mehl bestäubt,
Springt ihm auf das Knie mit Schmeicheln
Und beginnt, ob er sich sträubt,
Sein zerzaustes Kinn zu streicheln.

Wie er auch sich wehrt vor ihr,
Sie umkost ihn wie im Ringe —
Da — dem unheimlichen Thier
Stößt er in den Leib die Klinge!

Ha! Schon wälzt es sich in Blut —
Aber jetzt aus allen Ecken
Stürmt auf ihn die Unholdsbrut —
Er entflieht mit jähem Schrecken ....

Draußen sieht er, faßt es kaum,
Daß ihn fort die Füße trugen,
Weiß nur, daß im düstren Raum
Flammen aus dem Boden schlugen.

Sinnlos, mit gesträubtem Haar,
Spricht er: „Flieh! das Thor ist offen —
Die, in deren Bann ich war,
Hab' ich durch das Herz getroffen!"

Wiener Schattenbilder.

Von Leopold Schätzer.

I.

Unerfreuliche Botschaften sind in jüngster Zeit aus Wien gekommen. Geschäftliche und moralische Zusammenbrüche folgten Schlag auf Schlag. Große solide Firmen haben ihre Zahlungen eingestellt, höhere angesehene Bankbeamte sich bedeutende Unterschlagungen zu schulden kommen lassen. Bei näherer Prüfung der einzelnen Fälle ergibt sich, daß sie auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen sind, auf die Sucht, rasch reich zu werden und zwar mit Hilfe der bloßen Spekulation, welche schneller als ehrliche Arbeit Reichtümer zu schaffen, freilich auch schneller zu ruiniren vermag. Jederzeit und allerwärts hat die Spekulation verlockt und ruinirt, und es wirft sich angesichts der jüngsten Opfer die Frage auf, wie es komme, daß die Spekulation gerade jetzt und gerade in Wien so bedenkliche Erscheinungen zu Tage fördert.

Nicht die Spekulation ist es, welche über die Volkswirtschaft Österreich-Ungarns solches Unheil gebracht, sondern eine Anzahl von Gruppen und Kliquen grundsatzloser Spekulanten und Wucherer, welche mit den Kniffen und Pfiffen eines modernen Geldgaunertums in allen Kreisen der Bevölkerung unter den verschiedensten Gestaltungen ihr gemeinschädliches Unwesen treiben, hier den armen Bauer und kleinen Beamten, dort den Großgrundbesitzer und Kavalier, heute den Handwerker, morgen den Großindustriellen in ihre Schlingen ziehen, überall auf die Schwäche und Notlage des einzelnen Falles spekulieren, zuweilen solche Schwäche und Notlage erst künstlich herbeiführen und so zahllose Existenzen bereits vernichtet haben, die große Mehrzahl in aller Stille und langsam zu wirtschaftlichem und moralischem Ruin, und nur Einzelne, wie zuletzt den Direktor Jauner von der Eskompte-Gesellschaft, zu plötzlicher Verzweiflung, zu schreiendem Selbstmord treibend. Nicht Jauner ist ein Typus Derer, welche an Österreich-Ungarns Volkswirtschaft parasitisch fressen, sondern sein Genosse, der Wucherer und Spekulant Hersch Kuffler, welcher in Verkehr und Association stand mit sogenannten angesehenen

Häusern, obschon er eine übelberüchtigte, von allen Ehrenmännern gemiedene Persönlichkeit war.

Es wird zu den schwierigsten Aufgaben des künftigen Geschichtsschreibers der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft gehören, dieses bedenkliche Aufkommen und Überhandnehmen der unlauteren Elemente in Handel und Wandel darzustellen. Was auf Ehre und Solidität hielt, ist entweder ruinirt oder wenigstens auf die Seite gedrängt worden, so daß thatsächlich jene Elemente tonangebend geworden sind, sowohl im geschäftlichen wie im gesellschaftlichen Verkehr. Daher denn auch auf beiden Gebieten die alten Begriffe von Ehre und Solidität abhanden gekommen zu sein scheinen. Sicherlich wäre es mit diesen unlauteren Elementen nicht so rasch aufwärts und mit der öffentlichen Moral nicht so stark abwärts gegangen, wenn sie es nicht verstanden hätten, durch Hunderttausende von Schweig- und Bestechungsgeldern in der Tagespresse das Hauptorgan der öffentlichen Meinung und damit zugleich diese selbst zu korrumpieren. Im zweiten Teile seines Werkes „Deutschland und Orient" schrieb kürzlich Paul Dehn, ohne Widerspruch zu finden:

„Unzuverlässig und käuflich ist die ganze liberale Wiener Presse ohne Ausnahme. Die größten Bestechungssummen beanspruchen und erhalten die „N. Fr. Presse" und das „N. Wr. Tagblatt" (beispielsweise nach amtlichen Feststellungen von Baron Schwarz als Unternehmer der galizischen Transversalbahn 42,000 fl., bezw. 28,000 fl.). Die übrigen Blätter machen es billiger; so wurde die „Deutsche Ztg." in derselben Angelegenheit mit 7000 fl. abgefunden. Wegen ihrer Beziehungen zum Ministerium des Äußern, beziehungsweise Innern, sind „Fremdenblatt", „Presse" und „Extrablatt" (letztere beide Eigentum der Länderbank, Bontoux'scher Gründung) nur dann zu haben, wenn sie nach Oben hin keinen Anstoß zu erregen glauben. Die „Wr. Allg. Ztg." und die „Constitutionelle Vorstadt-Ztg." nehmen, was sie kriegen können, und nur das klerikale, wenig verbreitete „Vaterland" hat sich bisher unnahbar erwiesen. Ursprünglich sollte auch die „Deutsche Ztg." intakt bleiben und einige Jahre hindurch zeigte sie sich in der That allen Versuchungen gegenüber standhaft, auch als ihr der Ritter v. Ofenheim einmal eine Blanko-Anweisung auf seine Kasse zu beliebiger Verwendung übersandte. Allein als die Zeiten und hiemit die Finanzen der „Deutschen Ztg." sich verschlechterten, da trat der Verwaltungsrat derselben zusammen und faßte, wie mir ein beteiligter Reichsratsabgeordneter mitteilte, den verhängnisvollen Beschluß: „Es wird genommen."

Unter solchen Umständen erscheint es einigermaßen erklärlich, wenn in Wien die Moral von der Tagesordnung abgesetzt wird.

Charakteristisch ist aus neuester Zeit folgende Thatsache: Vor einiger Zeit erwarb ein übelberüchtigter Spekulant, Namens Rappapport, zu billigem Preise von einer Aktiengesellschaft die „Neue Illustrirte Ztg." und engagirte für die Redaktion derselben einen Wiener Journalisten, Herrn Franzos, damit derselbe das Blatt in die Höhe bringe. Herr Franzos gab sich in der That dazu her, warb namentlich in Deutschland, wo die Wiener Journalistik in ihrem wahren Charakter noch nicht genügend erkannt zu sein scheint, um Mitarbeiter und veröffentlichte u. a. einige Auszüge aus einem Reisewerke des Kronprinzen Rudolf von Österreich. Bald darauf hieß es in einem Berliner Blatte von Wiener Provenienz, Herr Franzos habe der „Neuen Ill. Ztg.", also dem übelberüchtigten Herrn Rappapport, u. a. auch den Kronprinzen Rudolf als Mitarbeiter „zur Verfügung gestellt." So groß ist die Keckheit gewisser Leute, daß sie selbst hochstehende Personen in ihre dunklen Kreise zu ziehen sich nicht scheuen.

Es gibt noch viele ehrenwerte und charaktervolle Männer in Wien, aber sie haben sich verstimmt und entmutigt zurückgezogen vor dem grundsatzlosen, aufdringlichem Spekulantentum in Geschäft und Gesellschaft.

Aussprüche über die bildende Kunst

von E. Zola.

Ich habe meine kleine Lieblingstheorie so gut wie ein anderer, und auch ich glaube wie jeder andere, daß meine Theorie die einzig richtige ist. Selbst auf die Gefahr hin, wenig unterhaltend zu sein, will ich diese meine Theorie hier mit wenigen Worten auseinandersetzen. Meine Sympathien und meine Antipathien werden sich alsdann daraus von selbst erklären.

Für das große Publikum — und ich nehme das Wort hier durchaus nicht in seiner verächtlichen Bedeutung — ist ein Kunstwerk, ein Bild nichts als ein gefälliges Ding, dazu geschaffen, uns Herz und Sinne entweder in angenehmer oder schreckenerregender Weise zu bewegen. Im ersteren Fall stellt das Bild z. B. ein reizendes junges Mädchen dar, ganz Schnee und Unschuld, das, graziös auf einen Säulenschaft sich stützend, träumerisch und voll Sehnsucht in eine ideale Mondscheinlandschaft blickt. Im letztern Fall aber ist es vielleicht ein Schlachtgewühl, wo die armen Opfer zuckend und stöhnend sich unter den mörderischen Geschützen hinschleppen. Ich will damit sagen, daß das Publikum von einem Kunstwerk entweder am Herzen oder an der Gurgel gepackt wird, und daß es vom Künstler auch nichts weiter verlangt, als daß er ihm eine Thräne oder ein Lächeln entlocke.

Für mich, für viele Menschen, so hoffe ich wenigstens, ist ein Kunstwerk im Gegenteil nicht eine beliebige Sache, sondern eine feste Persönlichkeit, eine Individualität.

Was ich vom Künstler verlange, ist etwas ganz anderes, als daß er mir anmutige oder grauenerregende Visionen vorzaubere. Ich will, daß er sich selbst und ganz gebe, daß er mir einen starken eigenartigen Geist offenbare, daß er mit kühner Hand mir ein Stück Natur vor Augen stelle, so wie er sie sieht und erfaßt. Mit einem Wort, ich hege die tiefste Verachtung für alle jene kleinen Geschicklichkeiten (Kunstkniffe) und auf das Publikum berechneten Schmeicheleien, die man durch Studium erlernen und durch angestrengten Fleiß sich zu eigen machen kann, für alle historischen Theatereffekte dieses und alle parfümierten Träumereien jenes Machers. Hingegen zolle ich meine tiefste Bewunderung den wahrhaft individuellen Werken, denjenigen, die wie auf einen Wurf aus machtvoller Hand hervorgingen und nur aus dieser hervorgehen konnten.

Es handelt sich in der Kunst nicht darum, ob man mehr oder weniger oder gar nicht gefalle, sondern darum, daß der Künstler immer er selbst sei, uns sein innerstes Wesen offen zeige und kühn seine Eigenart behaupte.

Ich bin für keine Schule, weil ich für die Wahrheit bin. Die Wahrheit aber schließt jedes Koterie- und Systemwesen aus. Das Wort „Kunst" mißfällt mir im Grunde, denn es erweckt in mir gewisse Vorstellungen von künstlicher Zurichtung, von absolutem Ideal. Kunst treiben — heißt das nicht etwas schaffen, was außer dem Menschen und der Natur steht? Ich verlange, daß man Lebendiges schaffe, daß man selbst lebendig sei, daß man mit einem Wort schöpferisch wirke und nur seinen eigenen Augen traue und seinem eigenen Temperament gehorche. Was ich in einem Bild vor allen Dingen suche, ist ein Mensch, nicht eine Abbildung.

Jedes Kunstwerk schließt nach meiner Ansicht zwei Elemente in sich, das allgemeine Element, d. h. die Natur, und das individuelle Element, d. h. den Schöpfer (Menschen).

Das allgemeine Element, die Natur, ist unveränderlich, immer dasselbe, und ich möchte sagen, daß es als allgemeiner Maßstab dienen könne für sämtliche geschaffene Werke, wenn ich einen solchen Maßstab überhaupt gelten lassen möchte.

Das individuelle Element, der Mensch, ist im Gegensatz zum ersteren mannigfaltig und veränderlich bis ins Unendliche. So viele Werke, so viele verschiedene Geister. Wenn das Temperament nicht existierte, so wären notwendigerweise alle Bilder einfache Photographien, die sich gleichen müßten wie ein Ei dem andern.

Das Wort „realistisch" hat hier für mich gar nichts zu bedeuten, denn ich erkläre, daß ich die Wirklichkeit dem individuellen Temperament unterordne. Schafft wahr, und ihr habt meinen Beifall, schafft insbesondere individuell und lebendig, und ihr habt

meine Bewunderung. In dem Augenblick, wo ihr von diesen Erwägungen, von diesen Grundsätzen abweicht, seid ihr gezwungen, die ganze künstlerische Vergangenheit zu leugnen, euch neue Gesetze zu schaffen, die ihr hinwiederum jedes Jahr werdet erweitern und ergänzen müssen.

Denn das ist auch eine von den landläufigen lächerlichen Ansichten, daß es in bezug auf künstlerische Schönheit eine ewige, absolute Wahrheit gebe. Die eine, vollkommene Wahrheit ist nicht für uns, die wir uns jeden Morgen eine neue zurichten, welche wir bis zum Abend bereits wieder abgenützt haben. Wie alles, so ist auch die Kunst ein menschliches Erzeugnis, ein Ausfluß des Menschengeistes.

So wie aber der Geist, das ganze Wesen des Menschen nach Klima und Sitten sich verändert, so muß sich auch verändern was aus ihm nachschöpferisch hervorgeht.

Damit will ich sagen, daß das Werk von gestern nicht mehr das Werk von heute ist. Ihr sollt euch keine Regeln noch Vorschriften geben; überlaßt euch herzhaft eurer Natur und versucht nicht euch selbst zu belügen. Habt ihr denn Furcht, eure eigene Sprache zu reden, daß ihr euch fortwährend abmüht, in toten Sprachen zu stammeln?

Mein energisches Verlangen geht dahin, daß die Kunstwerke niemals nach den hinterlassenen Formeln der Meister gearbeitet sein sollen, denn solche Werke erinnern mich zu sehr an meine Kinderzeit, wo ich auf der Schulbank saß und Buchstaben und Worte nachmalte, die ich in einem lithographirten Schreibhefte vor mir liegen hatte. Ich will keine Rückkehr zur Vergangenheit, ich will keine Bilder, die gemalt sind nach einem überlieferten Ideal, oder geformt sind nach einem Stile aus den zusammengelesenen Trümmern der Ideale aller Zeiten. Ich mag nichts wissen von allem was nicht eigenes Leben, eigenes Temperament und wahrhaftige Wirklichkeit ist.

Kunst-Notizen.

Der Berliner Wagner-Verein wird am 13. Februar, dem Todestage Richard Wagner's, eine Gedächtnisfeier in großartigem Stile veranstalten. Die ausgezeichnete Dresdener Liedertafel hat ihre Mitwirkung in dem Konzerte bereits zugesagt. Zur Aufführung werden unter anderm gelangen: „Das Liebesmahl der Apostel" und ein größeres Fragment aus „Parsifal". In München, wo die Zentralleitung des „Allgemeinen Richard Wagnervereins" ihren Herrschersitz hat, „spürst Du kaum einen Hauch" von Sorge, daß ihr betriebsamere Städte den Rang ablaufen könnten. Die Zentralleitung soll sich behufs bequemerer Amtierung ihr Geschäftslokal durch Anschaffung eines sechsschläferigen Himmelbettes vervollständigt haben.

In **Paris** hat am 25. November ein Wagner-Konzert stattgefunden, das immerhin als Zeichen der Zeit gelten mag, nicht allein wegen der zur Aufführung gebrachten Fragmente Wagner'scher Werke, sondern wegen der Tendenz, welche sich auch durch Aeußerlichkeiten zu erkennen giebt. Der vorliegende Konzertzettel auf unbeschnittenem Büttenpapier ist überschrieben „Petit Bayreuth" und zwar erscheinen die Buchstaben P und B als prachtvoll gezeichnete mittelalterliche Renaissance-Initialen in Schwarz- und Rotdruck. Das Programm verzeichnet das Vorspiel, das Heiltum und die „Szene am See" aus dem 1. Akte des Parsifal, das Preislied aus den „Meistersingern" für Violine (Mr. Boisseau), das „Siegfried-Idyll", die „Träume", für Violine übertragen, und das Tristan-Vorspiel. Die Werke waren sämtlich für kleines Orchester eingerichtet zum Teil von E. Humperdinck, zum Teil von Wilhelmy; das Orchester dirigierte Mr. Lascoux. Auf dem Programm sind genannt 4 Pianisten, 3 erste, 2 zweite Violinen, je 2 Bratschen und Violoncelli, 1 Kontrabaß, 1 Hoboe, 1 Clarinette, 2 Hörner und 1 Basson.

In der **Adolph Ackermann'schen Kunsthandlung** (München, Karlsplatz) erregt das neueste Pastellbild von Bruno Piglhein „Die gefesselte Sklavin" gerechtes Aufsehen. Der berühmte Künstler, der jüngst erst in den Stand der heil. Ehe getreten, hat noch an Kühnheit im Ausdrucke raffinierter Weiblichkeit gewonnen.

Die k. k. Kunsthandlung von L. Neumann (München, Maximiliansstraße) stellt Bilder von Karl Stuhlmüller aus, dessen jugendfrisches, kraftvolles Talent zu den größten Hoffnungen berechtigt.

Verantwortliche Redaktion von Dr. Georg Conrad in München.
Eigentum und Verlag von Conrad & Bettelheim in München. — Druck von H. Kutzner in München.
Im Buchhandel zu beziehen durch Otto Heinrichs Verlag in Leipzig.

respondenz des genannten Blattes, unter dem Striche, wörtlich folgende „sittliche Weltanschauung" in Bezug auf das gewaltsame Einsperren „gesunder Frauen in die für Ehemänner hierfür besonders bequeme Aushülfe der „Irrenhäuser", mit allen Konsequenzen für das unglückliche Geschöpf, das mittelst der verbrecherischen Helferschaft gewissenloser Aerzte seines geistigen Selbstbestimmungsrechtes beraubt, ein Opfer jener nichtswürdigen Gesetzgebung wird, welche auch das mündige Weib in der Ehe zum Objekte ihres leiblichen und geistigen Brodherrn macht!*) Wir wissen ganz genau, daß genannte Mrs. Weldon, nicht entfernt die Rechtfertigung einer Einsperrung unter „Irre" zuließ, daß vielmehr ihr Gatte in strafwürdigstem Mißbrauch der englischen Ehegesetze seine Gattin einfach los sein wollte. — Welcher rechtlich Denkende wird es Mrs. Weldon als „Streitsucht" u. s. w. auslegen, sich mit allen Mitteln ihrer „Einsperrung in's Irrenhaus" zu erwehren und jene gewissenlosen Helfershelfer gerichtlich zu belangen, welche sich für Geld dazu erbötig zeigten, geistigen Totschlag an einer Frau zu versuchen?! Wer sich jenes schmutzigen Prozesses des gefeierten Novellenschreibers Bulwer erinnert, dem es als Peer von England gelungen, seine beklagenswerte Gattin lange Zeit hindurch hinter den Mauern des Irrenhauses zu begraben, und in welcher Verfassung Lady Bulwer ihre Folterkammer verließ, der wird keinen Augenblick im Zweifel sein, daß Mrs. Weldon sich um eine hochernste Rechtsfrage das größte Verdienst erworben, indem sie durch ihren Mut, ihren scharfen Verstand und ihre furchtlose Beharrlichkeit allen gleich bedrohten Frauen einen Schutz gewährte, der etwas länger vorhalten wird, als die Rechtsbegriffe des Feuilleton's der demokratischen „Frankfurter Zeitung"! — Mögen sie uns streitbare Frauen immerhin mit der frivolen Lauge ihres Spottes oder ihrer boshaften, kleinlichen Gehässigkeit verfolgen, sie sollen uns weder einschüchtern, noch besiegen, diese hochherzigen „Freiheitshelden" von der traurigsten Gestalt! — Wir wollten heute nur auf *eine* solche geistige Abfütterung für „Familie und Publikum" hinweisen, uns weitere Mitteilungen in dieser Sache vorbehaltend.

Johanna Fr. Wecker.

Das Münchener Theater.

Von M. G. Conrad.

I.

Zur Novitätenfrage.

Die vor einigen Monaten in einer Münchener Tageszeitung aufgeworfene Repertoirefrage ist im Grunde nur eine Novitätenfrage. Denn ob diese oder jene Stücke von Shakespeare, Göthe, Schiller, Lessing, Molière und den andern in- und ausländischen Bühnenklassikern gerade in diesem Jahre, in diesem Monat, in dieser Woche und in diesem oder in einem andern Zusammenhange, ob cyklisch oder vereinzelt, vorgeführt werden, ist

*) Die betreffende Londoner Korrespondenz lautet: „In den letzten Monaten hat die Verfolgung von Mitgliedern der ärztlichen Profession in unerhörtem Maße zugenommen. Wahrscheinlich hat das bis zu einem gewissen Grade die famose Mrs Georgina Weldon verschuldet, die zuerst zur Rache für die ihr von ihrem Gatten angethanen Unbilden, und dann aus Streitsucht und Notorietätshascherei die Irrenärzte gerichtlich belangt, welche sie unter Schloß und Riegel setzen wollten. Sie hat den Entschluß ausgesprochen, jeden Arzt, der sich mit ihr befaßt hat, vor die Schranken des Gerichts zu fordern. So hat sie unter andern dem Doktor Forbes Winslow, welcher sie in sein Privat-Irrenhaus in Hammersmith abführen wollte, nicht weniger als vier Prozesse angehängt, wodurch der Doktor finanziell gänzlich ruinirt worden ist. Den letzten Prozeß mußte er in Person führen, weil ihm die Mittel fehlten, einen Advokaten zu bezahlen. Schließlich wurde er verurteilt, der erbitterten Mrs. Weldon 500 Lstr. Schadenersatz zu bezahlen; einer der konsultirenden Aerzte war schon vorher in die Zahlung von 1000 Lstr. verfällt worden. Noch zwei andere Aerzte, worunter Dr. Wynn, der Schwiegervater des Dr. Forbes Winslow, werden an die Reihe kommen, wenn anders Mrs. Weldon ihren Entschluß ausführen will. Ein noch unerquicklicherer Prozeß ist seit mehreren Tagen vor einem Londoner Gericht anhängig u. s. w."

dem großen Publikum mehr oder weniger gleichgiltig. Es weiß aus langer Erfahrung, daß nach hiesiger Repertoire-Ordnung in einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren die bedeutendsten Werke der dramatischen Weltlitteratur immer wieder in vortrefflicher Neueinstudierung und teilweiser oder ganzer Neuinszenierung an die Reihe kommen. Und wenn dabei einmal ein Grillparzer oder Calderon oder gar ein steinalter Grieche etwas länger warten muß, so ist das gerade auch kein Herzeleid, da man im voraus überzeugt ist, daß es nicht etwa aus spezieller Bosheit der Bühnenleitung geschieht, sondern aus Notwendigkeit gewisser Umstände, mit denen oft die mächtigste und unternehmungslustige Intendanz geduldig rechnen muß. Ist die Bühnenwelt auch nicht die beste, so ist sie unstreitig doch eine von den kompliziertesten aller Welten, welche sich der Menschengeist zu seiner kostspieligen Kurzweil geschaffen hat. Zu seiner Kurzweil. jawohl!

Ich gebe nämlich gar nicht übermäßig viel auf die pompösen Tiraden von dem großartigen Sittlichkeitsberufe der Schaubühne in jenem überidealen Sinne, den man aufs stärkste zu betonen gezwungen war in einer Zeit, wo das weltliche Theater noch mit den kirchlichen Mächten um seine Sonderexistenz und künstlerische Selbstherrlichkeit ringen mußte in harter Bedrängniß. Ist nicht alles, was wir übermäßig wichtig nehmen, unser Verräter? Es zeigt, wo unsere Gewichte liegen, wo unsere leeren Wagschalen hängen, und wofür wir noch keine Gewichte besitzen. Gerade mit ihrem Pathos von Ernsthaftigkeit und Sittlichkeit hat jene Zeit verraten, wie oberflächlich und genügsam ihr Geist bisher auf dem Gebiete der sittlichen Ideale gespielt hat. Seien wir sittlich soviel wir können, auch in Theatersachen, aber machen wir kein so unmäßiges Geschrei davon!

Doch dies nebenbei. Unser großes, mehr oder weniger gebildetes Publikum sucht im Theater Kurzweil, sagen wir hochachtungsvoll: edelste, kunstgeweihte Kurzweil. Moderne Kulturmenschen, für deren Mehrzahl das Leben keine Handlung, sondern ein Geschäft ist, wollen vor dem Schlafengehen mit großen Gläsern vor den müden Augen im Theater sitzen und auf der Bühne fremdartige Menschenwesen anschauen, denen das Leben mehr ist als ein Geschäft. Gut, so ist es anständig, so verlangt es die Bildung. Der Theatergenuß soll sie berauschen, soll ihrer Seele stolze Schwingen idealischer Einbildungen wachsen lassen, — bevor sie ins Bett kriechen oder zu einem spätnächtlichen Spaß schleichen. Sie wollen, nachdem sie der Tag matt gehetzt, die Erhebung starker, leidenschaftlicher Gefühle der Ausnahmsmenschen haben; nicht wie Sieger auf Triumphwägen ziehen sie, festlicher Stimmung voll, in den Musentempel, sondern wie abgejagte Lasttiere, an denen das schwere Alltagsleben seine brutale Peitsche geübt. Die gewaltigsten Gedanken und Leidenschaften, von genialen Dichtern und Darstellern verkörpert, soll das Theater vor müden oder gelangweilten Personen entfalten, welche des Denkens und der Leidenschaft zu dieser Stunde gar nicht mehr fähig sind! Aber wessen sind sie fähig? Sie sind des schöngeistigen, von der Hochkultur empfohlenen Rausches fähig — und Theater und Musik sind zum Haschisch-Rauchen und zum Betel-Kauen der modern blasirten Bildungs-Europäer und der ehrbarsten Philister beider Welten geworden. Wer die ganze Geschichte der Narkotika schreiben will, muß ein großes Kapitel dem Theatergenuß widmen.

Die ersehnte Trunkenheit versagt aber, wenn nicht zu immer stärkeren und neuen Mitteln gegriffen wird. Daher der ungeduldige Ruf nach Novitäten, nach stofflich neuen Reizungen, Aufregungen und — Betäubungen von Seite des Publikums!

Das ist nicht wahr, das ist Uebertreibung und Lästerung! wendet man mir ein; die Novitätenlust entspringt einem viel edleren Drange: das Publikum will sich seine neuesten vaterländischen Bühnenschriftsteller vermittelt sehen, es fordert, daß das Theater die zeitgenössischen dramatischen Dichter durch fleißige Aufführung ihrer Werke unterstütze!

Ist mir auch ganz recht. Man kann nicht respektsvoll genug von einem Publikum denken, das sich so außerordentlich für seine vaterländischen Schriftsteller interessiert. Ich will mich nie wieder von meinen pessimistischen Vorurteilen hinreißen lassen.

Also das Publikum fordert Novitäten um der geehrten Dichter willen, die doch auch ein Geschäft machen und anständig von ihrer Feder leben wollen sozusagen. Zunächst die Berühmtesten unter den Lebenden! Das ist selbstverständlich.

Und nun kommen die kritischen Freunde und blasen mit dem Publikum ins nämliche Horn die herrlichsten Vorschlagsnoten: Theater, gib uns das Neueste von Heyse, von Voß, von Spielhagen, von Wildenbruch, von Wildbrandt, von Stobitzer und Siegert und tutti quanti!

Das Neueste! Kann das so mir nichts dir nichts von heute auf morgen bühnenmäßig der Ungeduld des Publikums vorgesetzt werden? Es laufen bei der Intendanz jährlich gegen sechshundert Bühnenmanuskripte ein von vaterländischen Dichtern und solchen, die es werden wollen. Es mögen junge Genies darunter sein, die der allerhöchsten dramatischen Aufschwünge fähig, aber wahrscheinlicher noch sind Hunderte von eitlen Stümpern, von überschnappten Phantasten darunter, die sich in das Tintenfaß stürzen in dem Wahne, dramatische Perlen zu fischen. Das Ungeheure wird geleistet: jedes eingesandte Manuskript wird gemustert. Was sich einigermaßen brauchbar erweist, wird in ein feineres kritisches Sieb gelegt, d. h. es hat eine fünffache Leseprobe zu bestehen. Hat sich das Fünfergericht (worunter die drei Regisseure) für die Aufführung entschieden, dann geht es ohne Säumen an die Arbeit. Es wird für das angenommene Stück ein Regisseur gewählt, der die Regieauszüge anzufertigen hat. Je nach der Gattung des Stückes muß ein besonderer Regieauszug gemacht werden für den Obermaschinenmeister, für den Maschinenmeister, für den Kostümier, für den Friseur, für den Requisiteur, für den Statistenführer, für den Chorinspizienten, für den Balletinspizienten, für den Musikmeister auf der Bühne, für den Beleuchtungstechniker u. s. w. Gewisse Stadttheater allerdings, die sich von spekulationswegen auf die Novitätenschleuderwirtschaft eingerichtet haben, führen gar keine oder nur unvollständige Regiebücher. Ein Kunstinstitut von dem Range unserer Münchener Hofbühne muß sich dieser Arbeit mit der größten Peinlichkeit unterziehen. Nun folgen die Proben: bei großen Stücken zunächst eine Leseprobe im Regiezimmer, dann zwei Arrangierproben auf der Bühne, sodann drei Bühnenproben, endlich eine Hauptprobe; wenn notwendig, werden noch spezielle Dialogproben eingeschaltet.

So vergehen, abgesehen vom Lernen der Rollen, ungefähr vierzehn Tage in anstrengendster Arbeit, bis die Novität dem Publikum vorgeführt werden kann. Endlich erscheint der ungeduldig erwartete Novitätenabend — meistens mit einem großen Erfolg für die strebsamen darstellenden Künstler, einer dreistündigen Geduldsprobe für den intelligenten Zuschauer und einem christlich gemilderten, von gefälligen Kritikweihrauchwolken duftig verschleierten Fiasko für den Dichter. Der mehr oder weniger berühmte Name des letztern ist nicht im Stande, das novitätenhungrige Publikum, welches in so edlem Begeisterungsfeuer für seine vaterländischen Bühnenschriftsteller entbrennt, öfter als drei bis vier Abende ins Theater zu locken, um ein einigermaßen anständiges und die Kosten deckendes Haus zu machen. Nach der vierten oder fünften Vorstellung hat die heißbegehrte Novität jede Zugkraft verloren. Und dieses Schicksal hat nicht irgend einen grünen Dichterjüngling getroffen; wir haben es in den letzten zwei Jahren, um nicht weiter zurückzugreifen, erlebt an ruhmreichen Namen, an A. v. Schack („Timandra") an Fr. v. Bodenstedt („Alexander in Korinth") an Paul Heyse („Elfriede") u. s. w. Auch die jüngsten Novitätenabende mit „Unehrlich Volk" von Richard Voß, „Getrennte Welten" von Paul Heyse und „Christoph Marlow" von E. v. Wildenbruch haben nur einen negativen Erfolg zu erringen vermocht. Ein freundlicheres Geschick hat über dem witzigen Konversationsstück „Die große Glocke" von Blumenthal und dem Schwank „Der Raub der Sabinerinnen" von Schönthan gewaltet. Die Intendanz hat gewiß ihre volle Schuldigkeit gethan, um dem Rufe unserer Hofbühne durch kunstvolle Darbietung der Novitäten gerecht zu werden; was aber — und das muß auch einmal rücksichtslos ausgesprochen werden — das zahlungsfähige Münchener Publikum unserem Theater gegenüber leistet, würde ungefähr zur Unterhaltung eines Theaters dritten Ranges gerade ausreichen. Und wäre es unter solchen Umständen verwunderlich, wenn die Intendanz selbst berühmten Schriftstellern gegenüber etwas zögernder würde und es ihr gelegentlich einmal passirte, den Gerechten mit dem Ungerechten etwas kurz zu behandeln? Ein Beispiel: Martin Greif hatte mit seinem „Prinz Eugen" einen Erfolg, wie ihn Schack, Bodenstedt,

Heyse umsonst angestrebt haben. Die Intendanz zögert noch, andere Stücke dieses Dichters auf die Bühnenprobe zu stellen. Hoffentlich macht sie doch bald einen neuen Versuch. Was dem einen gegenüber recht, ist für den andern billig.

Man verweist in Theatersachen so gern auf Frankreich als auf das dramatische Musterland. Hinsichtlich des Repertoires fällt der Vergleich ganz und gar zu Gunsten der Franzosen aus, wenn man für ein kleines, homogenes, streng nationales, vom Novitätenkreuz nicht belastetes Repertoire stimmt, aber ganz und gar zu Gunsten der Deutschen, wenn man sich für die klassische Allerweltslitteratur und das bunte Novitätenexperiment auf der Hofbühne ausspricht. Das altberühmte, vom Staate alljährlich mit zwei- bis dreimalhunderttausend Franks subventionierte „Théâtre Français" spielt im Jahre zwischen sechzig und siebzig ausnahmslos französische Stücke, wovon ungefähr zwei Drittel dem streng klassischen und ein Drittel dem modernen Repertoire angehören.

Und wie viele Novitäten befinden sich unter dem modernen Drittel? Wenns hoch kommt, jährlich drei bis vier Stücke! Und wie kommt die Direktion zu diesen Novitäten? Meistens auf dem Wege direkter Bestellung bei einem Autor, der den Ruf hat, in jedem Falle ein interessantes, zugkräftiges Stück zu liefern, also bei Augier, Dumas, Sardou u. s. w. Und wie bringen die übrigen dramatischen Autoren, deren Frankreich ein paar Hunderte zählt, ihre Novitäten an den Mann? Sie versuchen es bei den sog. „Scènes de Genre", deren Paris drei bis vier leidlich gute und ein Dutzend miserable zählt, bei den Stadttheatern in den Provinzen — und wenn es da auf die Dauer auch nicht geht, so hängen sie als praktische Leute schließlich die dramatische Litteratur an den Nagel, um sich einer ergiebigeren Sparte der Schriftstellerei zuzuwenden. Wie ganz anders bei uns in Deutschland, wo jeder schriftstellernde Dilettant, der ein paar Akte im Pulte liegen hat, den Anspruch erhebt, auf der ersten Bühne des Landes gespielt zu werden, und ganz grausam über den Niedergang der Litteratur und des Theaters jammert, wenn er für seine Produkte keine königlichen Abnehmer findet! Und trotz seinem nationalen Absperrungssystem, seiner strengen Abweisung der Dilettanten und einseitigen Beschäftigung der erprobten Meister vom Fach, trotz seiner unerbittlichen Ablehnung der Novitätenreiterei hat Frankreich eine Schauspielkunst und eine Bühnenlitteratur gezeitigt, deren Blüthe alle politischen und sozialen Schicksalsstürme überdauert und deren Ruhm über die ganze Welt leuchtet!

In Deutschland, dessen schöne Litteratur von Tag zu Tag durch die eitle Vielschreiberei von Pfuschern und dem Leben abgewandten Idealdichtern immer mehr verschlammt und versandet wird, stehen die dramatischen Dinge heute so, daß wir — entgegen einer Behauptung Paul Heyses — weit mehr begabte, zuverlässige Schauspieler und weit weniger begabte und brauchbare Bühnenschriftsteller haben, als jemals.

Zu welchem von unsern hundert Dramatikern könnte ein Bühnenleiter sagen: „Schreiben Sie mir für die nächste Saison ein modernes vaterländisches Sittendrama!" — wie es französische und auch italienische Bühnenleiter zu ihren Dramatikern sagen können und thatsächlich sagen in der festen, weil in der Erfahrung wurzelnden Ueberzeugung, daß sie stets ein interessantes, zugkräftiges Stück bekommen werden? Wo ist der Schriftsteller, bei dem man in Deutschland unbesehen einen Treffer für die weltbedeutenden Bretter kaufen kann? Da können wir lange fragen!

Roman- und Novellenschreiber, die für irgend ein sogenanntes „vornehmes Familienblatt" (lies: Buntes Allerlei für die litterarischen Naschkatzen der höheren Kinderstube!) eine interessante Fabelei in mehreren Bänden auf Bestellung zusammendichten, haben wir allerdings eine erkleckliche Zahl, aber Theaterschriftsteller, die mit untrüglicher Meisterschaft ein gutes modernes, von gesundem Leben sprühendes Bühnenstück auf Bestellung liefern können, haben wir nicht einen einzigen. Es ist ein ewiges Tappen im Nebel aller möglichen Stile und Ideale und Probleme — und der gewandteste Dichter hat sich, seine Phantasiewelt und die technische Fertigkeit so wenig in seiner Gewalt, daß er nie im Voraus sagen kann, ob sein neuestes Bühnenwerk nicht wieder eine — Perle von einem langweiligen Buchdrama werden wird!

In der Posse, im Schwank, im Bauernstück, ja da haben wir noch einige Schreiber von erprobter Leistungsfähigkeit, aber höher hinauf — schweig' stille, mein Herz!

Und nun stellt man unsere Bühnenleiter vor diesen mit dramatischen Nieten gefüllten Glückshafen und sagt: „Greift hinein und stellt uns ein flottes, schneidiges, zugkräftiges Repertoire zusammen — greift hinein in den Segen!" Und schaudernd greifen sie hinein . . . .

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

II.

Angela.

Theodors Gattin hieß wie er selbst, nur umgekehrt, nämlich Dorothea. Sie hatten einen sechzehnjährigen Sohn Namens Marcian, der auch dem Kaufmannsstand angehören sollte, den rührigen Erwerbssinn seines Vaters aber nicht besaß. Es war ein freud- und teilnahmsloser Mensch und es schien fast, als fröhne er dem Laster der theologischen Spekulation, das damals grassierte, von der Spitze der Gesellschaft bis herab zum Packträger.

Als der Vater heimkehrte, interessierte sich daher Marcian weit weniger für die Ergebnisse der Geschäftsreise als für das, was er von Nicäa erzählte. Auf das Konzilium wenn Theodor zu sprechen kam und den merkwürdigen Saal beschrieb und die Persönlichkeiten, die er gehört und gesehen hatte, ja dann war der Bursche Aug' und Ohr und auch Mund, den er vor Begierde weit aufsperrte. Nur den eigenen, so zu sagen freisinnigen Standpunkt durfte der Vater nicht hervorheben. Da senkte sich Marcians Blick, er stützte den jugendlichen Kopf in die Hand und mehr als ein Seufzer entwand sich seinem gekränkten Innern. Stückweise Flugschriften und Briefe des Hieronymus, des Rufin, des Athanasius, die ihm unter die Hand gekommen waren, hatte er zwar nicht verstanden, aber sie begeisterten ihn für die orthodoxe Partei. Er erklärte öfter, daß er den Arius mit Vergnügen umbringen würde, wenn er ihn in der Gewalt hätte. Dem Vater machte das anfangs Unterhaltung, und er pflegte, seine eigene Freidenkerei übertreibend, den Jungen zu necken. Als er aber merkte, daß ihn das verwunde, brach er ab und suchte ihn durch geschäftliche Aufgaben zu zerstreuen. Aber Marcians Unlust wuchs von Tag zu Tage und er mußte das Vorhaben, ihn auf Reisen zu schicken wieder aufgeben, da er fürchtete, es möchte ein schlechter Profit dabei herauskommen.

Auch die junge Welt von Cäsarea, bei der Marcian als Knabe beliebt gewesen, konnte sich über sein Betragen nicht genug wundern. Wenn ihn ein Freund ansprach, antwortete er in einem unangenehm demütigen Ton und war dabei nicht im stande, den Andern offen anzublicken. Das Schlimmste war, daß Dorothea auch eine gewisse Neigung zum Lügen in ihm zu entdecken glaubte, dergleichen ihm früher ganz fremd gewesen. Er schützte häufig Unwohlsein vor, um nichts essen zu dürfen, behauptete die Nacht in seinem Zimmer verbracht zu haben, während er erwiesenermaßen im Freien geschlafen hatte. Was den Vater noch am meisten ärgerte, war, daß er häufig die Anwesenheit seiner Eltern oder das Vorhandensein gewünschter Waaren verläugnete. Es schien fast, als ob er mit Hintansetzung aller Geschäftsinteressen jedem, dessen Gesicht ihm nicht gefiel, die Thüre weisen wollte. Theodor drohte ihm sogar mit Prügeln, was den jungen Menschen höchstens zu einem Lächeln veranlaßte.

Ein einziges Mal war Marcian zuthunlich und versprach sogar wieder zu arbeiten, wenn man ihm so viel Geld gäbe, um ein griechisches Exemplar der

Davidischen Psalmen, das ihm angeboten worden war, kaufen zu können. Der Wunsch ward erfüllt, aber der Junge zeigte nun gegen alles Andere eine noch größere Indolenz als zuvor.

Da kam der Mutter ein Gedanke, den sie für einen sehr glücklichen hielt. Sie sagte nämlich, man müsse Marcian möglichst bald verheiraten.

Theodor meinte: ein Leichtfuß sei durch ein kluges Weib allenfalls zu kurieren, aber welch heilsamen Einfluß soll die Liebe auf einen Duckmäuser ausüben? Läuft man nicht Gefahr, noch ein drittes Wesen unglücklich zu machen? Dorothea blieb natürlich bei ihrer Idee und warf die Augen auf die Tochter eines in der Nähe wohnenden Oelhändlers, Namens Skopas. Das Mädchen schien ganz geeignet, einen Träumer aufzuwecken und zu einer besseren Weltauffassung zu bewegen. Auch konnte er ja einmal vom Schwiegervater den Oelhandel übernehmen, der ein mühe-loseres Geschäft war als der Verschleiß von Nippsachen und Spielereien, zu dem Marcian nun absolut keine Freude hatte. Ueberdies hatten sich die beiden jungen Leute in ihrer Kindheit sehr gerne gehabt und waren erst in den letzten Jahren einander fremd geworden.

Es wurde daher in Theodors Hause ein Gastmahl veranstaltet und Nachbar Skopas mit seiner Tochter und deren alter Amme dazu geladen. Dorothea meinte, das könne seine Wirkung gar nicht verfehlen, da sich ja Theodor auch einst bei Cyperwein in sie verliebt hatte. Anfangs ging die Sache auch ganz leidlich. Marcian empfing die Geladenen artig und verhielt sich selbst gegen Angela, so hieß die Präsumtive, nicht ganz abweisend. Kaum aber hatte er bei irgend einer Wendung des Gespräches herausgebracht, daß die Amme, die den nicht mehr ganz entsprechenden Namen Artemis trug, in kirchlicher Beziehung auf seinem Standpunkt stehe und für Athanasius schwärme, ließ er sie nicht mehr aus dem Auge, sprach nur mit ihr und vernachlässigte Angela vollkommen. Als die Alte dies merkte, hatte sie so viel Takt, nur mehr ganz kurze Antworten zu geben, was aber Marcian nicht abhielt, seine schmachtenden Blicke auf sie zu heften, als wollte er sagen: Du wärst die Rechte, da könnten wir nach Herzenslust zusammen den ganzen Psalter durchsingen von 1 bis 150.

Angela, die der Idee einer Verheiratung mit Marcian, wovon ihr Artemis bereits Andeutungen gemacht hatte, gar nicht abgeneigt war, fühlte sich durch sein Benehmen erst gereizt. Sie kannte seine schwache Seite und wußte, daß sie nur anfangen durfte, auf Arius zu schimpfen und die Fromme zu spielen, um sich sofort wenn nicht seiner Liebe, so doch seiner größten Aufmerksamkeit zu erfreuen. Sie hielt aber eine solche Finte unter ihrer Würde und zog es vor, mit den ihr von der Natur gegebenen Waffen zu kämpfen. Sie setzte sich beim Nachtisch Marcian gegenüber, neben die Amme, um ihr eigenes Gesicht gegen die Runzeln derselben abstechen zu lassen. Als sie es auf geschickte Weise dahin brachte, seine Fingerspitzen zu berühren, fuhr er wie von einem elektrischen Schlag getroffen zusammen und man sah ihm die Zerknirschung darüber an. Angela gab aber nicht nach, und wenn er den Kopf hängen ließ, neigte sie sich wo möglich noch tiefer, um ihn mit einem Pfeil ihres Blickes zu treffen. Auch schob sie ihm ihren Becher so zu, daß er gerade an der Seite hätte trinken müssen, wo sie ihren Mund gehabt hatte, eine im Altertum sehr beliebte Manier, zarte Gefühle anzuzeigen.

Der arme Jüngling wußte sich kaum mehr zu helfen. Hätte er Skopas' Tochter nicht so gut gekannt, er wäre überzeugt gewesen, daß der Teufel selbst am Tische sitze. Er wagte nur nicht aufzustehen, sonst wäre er auf sein Stübchen geeilt, um sich mit einer Geißel, die er schon seit längerer Zeit fabriziert und häufig mit Genuß angewendet hatte, einige Hiebe zu geben. (Fortsetzung folgt.)

Offene Briefe aus der Loge.

Erster Brief von Julius Goldenberg.

Eine der vielen Eigentümlichkeiten der Freimaurerei ist der Mangel eines Entwicklungsganges. Sie sprang fertig aus dem Kopfe Desaguliers; sie ward, und sie ist. Ihre Änderungen oder Abweichungen entstehen durch äußeres, willkürliches, fast mechanisches Hinzuthun, und sie sind bis heute zumeist Verirrungen gewesen. Ihre Ausbreitung ist gleichfalls lediglich eine numerische Zunahme. Wie die Aepfel am Baume je nach der Gunst der klimatischen Verhältnisse bald spärlicher, bald fruchtbarer wachsen, sind die Maurer abwechselnd zahlreicher oder seltener aufgetreten. Ein intensives Eindringen in das Volksleben ist nirgends zu erkennen.

In England ist die Maurerei seit 1717 bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben; jede Bestimmung der Logen-Verfassung, jedes Komma des Rituals wird ängstlich gehütet; das Freimaurertum ist dort also konservativ, wie es die Nation ist. In Frankreich begann es dagegen sofort mit einer Verirrung, mit dem Schwindel der Goldmacherei und dem nachgeäfften Rittertum, verfiel dann in Bedeutungslosigkeit und ward endlich nach dem Sturze Louis Philipps politischer Parteigänger. Auch in Deutschland war die Loge zunächst ein Laboratorium für alchymistische Versuche bis zur Reform durch Schröder und Feßler, welche die alte englische Maurerei als eine Neuerung lehrten und verbreiteten. In Oesterreich gab es eine doppelte Freimaurerei. Die eine, die adelige, trieb Alchymie, die andere, die bürgerliche, unter Führung von Born, Sonnenfels, Blumauer, unterstützte den Kaiser gegen die Kirche. Die Goldmacherei hörte von selbst, die Aufklärung mit dem Tode Josefs II. auf, und im Jahre 1794 schloß ein kaiserliches Dekret zum Glücke alle Logen in Oesterreich.

Nirgends also ist die Spur einer gleichmäßigen inneren Triebkraft, einer gemeinsamen organischen Befähigung, einer wachsenden Vervollkommnung zu erblicken inmitten der großartigen Bewegungen und Umwälzungen dieses Jahrhunderts. Die Rückkehr zu den „Alten Pflichten" ist nach 168 Jahren immer noch das uneingestandene Ziel eifrigen Strebens, um die Auffassungen endlich in Uebereinstimmung zu bringen und die seit Beginn der Logen-Kunst angekündigten parallelen Linien doch zu bilden.

An diesem Ziele angelangt, wird jedoch die Freimaurerei nach 168 Jahren, nach einem Aufwande von Millionen, nach einem Verbrauche von Tausenden und Zehntausenden Menschen erst glücklich dahin gekommen sein, endlich — anzufangen. Und ein furchtbares Strafgericht wird über sie kommen; die Sünden der Väter werden, wie gewöhnlich, an den Kindern und Kindeskindern heimgesucht werden. Denn die Logenbrüder werden, wenn sie am Ziele angelangt sind, und das Existenzrecht in der vom Grunde aus umgewandelten Welt reklamiren werden, über Nacht Pyramiden bauen, Abgründe überbrücken und Tausende Meilen zurücklegen müssen, um nicht im Strome der Bewegung zu versinken. Denn die Prinzipien von 1717 paßten, als Einleitung, recht wohl für *ihre* Zeit, waren *damals* ein vielversprechender Beginn, und machten zu jener Zeit den ersten Bahnbrechern alle Ehre. Denn damals ahnte man erst bloß die herannahende Bewegung, und selbst die sichtbar gewordenen ersten Anzeichen der Befreiung vermochten noch keine richtige Vorstellung von Dem zu erzeugen, was der Menschheit harrte. Damals galten noch Jansenismus und Gallicanismus als Fortschritt und hat die englische Aufklärungs-Philosophie dem menschlichen Geiste die neue Richtung nur durch einen Wink erst bezeichnet. Damals war das Freimaurertum ein Kulturträger, ein geachteter Bundesgenosse, ein gleichwertiger Freund und Mitarbeiter, und stand es mit seinem Programme und mit seinem Wirken auf der Höhe der Aufgabe.

Heute aber, oder gar erst nach einem Vierteljahrhundert, oder noch später — was beginnt da die Logen-Kunst mit den glücklich wiedergefundenen „alten Pflichten?" Sie wird, wie der Mann aus dem Märchen, welcher hundert Jahre verschlafen hat, die Menschen und die Welt nicht wieder kennen, und mit Entsetzen auf das eigene greisenhafte Alter blicken. Sie hat wirklich geträumt, die Freimaurerei, und ist manchmal auch bei der Bearbeitung des „rauhen Steines" schon eingeschlafen, hat einem Schibolet

göttliche Verehrung erwiesen, und bei dem Streben nach einer theoretischen Vollkommenheit sich und die Welt vergessen. Inzwischen hat die Menschheit aber ihre Herkulesarbeit begonnen. Ein fürchterliches Blutvergießen hat die Gleichheit — von den Freimaurern schwärmerisch Brüderlichkeit geheißen — gründlicher demonstriert, als die Reden aller Stuhlmeister seit Anderson bis auf Bruder Possart in Berlin. Kant und Lessing, Voltaire und Buckle gaben der Welt das große Licht, glänzender als alle flammenden Sterne der Freimaurerlogen. Was diese inzwischen gethan haben, sei mit dem Mantel der Bruderliebe bedeckt; diese Thatsache jedoch braucht nicht verschwiegen zu werden, — denn sie ist allbekannt —: die Freimaurerei genießt kein Vertrauen mehr. Sie ist hinter dem Fortschritt, hinter den Ereignissen zurückgeblieben, und ist durch Unthätigkeit verweichlicht, verschlafft, mitunter auch krankhaft verdorben. In diesem traurigen Zustande schleppt sie sich mühsam und widerstrebend zu ihrem retrograden Ziele, zu den „alten Pflichten" und wird da vor der Entscheidung stehen, entweder zu sterben, oder zu arbeiten in der profanen Bedeutung dieses Wortes. Denn nur wirkliche Arbeit erzeugt und erhält das Leben, nur der Arbeitende verdient zu leben! Ein einziger Federstrich wird staubige Konstitutionen und heilige Rituale mitleidslos außer Kraft setzen, und mit dem Mute der Verzweiflung wird dekretiert werden, daß das beschauliche Logenleben mit dem Haschisch der Menschenveredlung und der Weltverbesserung als Obstruktion und Faulheit bei sonstigem ewigen Lehrlingsgrade untersagt sei, daß der liebe Bruder nicht zum Ruhme des großen Baumeisters aller Welten, sondern sich, seiner Familie, seinen Nebenmenschen, und seinem Staate in edler, vornehmer Selbstlosigkeit nützlich werde, und darum nicht die Zunge, sondern den Geist und die Hände zu brauchen habe. Dann erst wird das Logentum wie Moos und Schlingpflanze in die Fugen des Weltgebäudes hineinwachsen, dann wird es seinen Anteil an der allgemeinen Arbeit fordern und erhalten.

Es ist nicht zu besorgen, daß das veränderte Programm, der Eintritt in die Aktualität Verschiedenheiten in der Loge erzeugen würden. Die 150 Jahre der Vergangenheit belehren, daß die Gegner der Menschheitsidee, denen die Pforten des Tempels verschlossen sind, auch selbst niemals an dieselben angeklopft haben. Religiöse Engherzigkeit und politische oder soziale Roheit weichen ganz von selbst der Loge aus, um dem freien, edlen Geiste der Freimaurerei nicht zu begegnen und das verhaßte Schauspiel der Kulturarbeit nicht mit eigenen Augen ansehen zu müssen. Die Gefahr einer Entzweiung durch politische oder religiöse Tagesfragen ist also eine eingebildete, und stets werden in den Logen nur die wichtigsten und höchsten allgemein menschlichen Aufgaben von Gleichgesinnten im Sinne eines steten Fortschrittes behandelt werden.

Erst mit den realen Aufgaben wird die Freimaurerei also einen festen Halt erlangen und entwicklungsfähig werden; erst mit den realen Aufgaben wird sie Kraft gewinnen und, selbst kräftig geworden, auch Kraft spenden. Erst die realen Aufgaben werden sie aus der anachoretischen Einsamkeit in das frische, fröhliche Leben treiben, mit den Freunden in Verbindung bringen, und den Wert der so unnützerweise mit dem Schleier des Geheimnisses umgebenen Logen-Kunst in das rechte Licht setzen.

Victorien Sardou.

Charakterstudie von M. G. Conrad.

(Schluß.)

Allein auch die „wohltätigen Frauen" sind nicht immer allmächtig — und das hartsinnige Theaterpublikum pfeift und lärmt, daß es ein Greuel ist, ohne sich viel um das romantische Vorleben eines Erstlingswerkes zu kümmern. Sardou schrieb sein erstes Stück „La Taverne des Etudiants" für das Odéon, die klassische Bühne aller dramatischen Anfänger des lateinischen Viertels. Er gab das zierliche Manuskript bei dem Hausmeister

des Theaters ab, der es nachlässig zu dem Stoße anderer Einläufe auf den Tisch warf. Zufällig kam Mademoiselle Bérangère, die Maitresse des Direktors, herein und blätterte in dem säuberlich geschriebenen Hefte. . . .

„Ei seht doch, welch' niedliche Schriftzüge, wahre pattes de mouche!"

Als sie sich umwandte, erblickte sie zufällig den jugendlichen Autor lächelnd und gar artig errötend, durch die Glastür.

Die Geliebte des Direktors fand die Persönlichkeit des Dichters so niedlich und reizend wie dessen Handschrift.

Zwei Tage später war das Manuskript von dem Direktor zur Aufführung angenommen.

„Vous voyez bien", rief Sardou triumphierend seinen Freunden zu, es ist wahrhaftig nicht so schwer, gespielt zu werden."

Er wurde allerdings gespielt, und das Fiasko war das lärmendste, das die Theater-Annalen vom Jahre 1854 verzeichnen. Das Parterre-Publikum, das sich hauptsächlich aus der akademischen Jugend rekrutiert, klatschte, pfiff, heulte, ahmte die Stimmen aller Tiere aus der Arche Noahs nach . . .

Der Direktor riskierte im Namen seiner Geliebten eine zweite Vorstellung. Da ging plötzlich das Gas aus und gerade bei der Scene, auf die der Autor seine beste Hoffnung gesetzt hatte, einer Scene der loderndsten Leidenschaft, wo der Liebhaber vor seiner Angebeteten niedersinkt und ihre Hüften umschlingt . . . Donnerndes Gelächter . . . . Man war erst beim zweiten Akte; der Vorhang fiel, es wurde nicht weiter gespielt.

Sieben Jahre beinahe vergingen, ehe es dem Schriftsteller gelang, ein anderes Stück mit Erfolg aufgeführt zu sehen. Er gab Privatlektionen, die Stunde zu zwei Franks, kommentierte Klassiker für die Buchhändler, schrieb Artikel und trieb ähnliche litterarische Hantierung, um seine Existenz zu fristen — die Existenz eines „bohémien," wie man im lateinischen Viertel sagt.

In dieser schlimmen Zeit gereichte ihm eine hübsche, blutjunge Person, die sich ihm in freier Liebe zugesellt hatte, zu Trost und Kurzweil. Allein sie machte ihm bald große Sorgen und — noch größere Schulden. Eitel und leichtsinnig, quälte sie ihren Geliebten, daß er sie schmücke wie eine Zierpuppe. Sardou arbeitete wie ein Neger, sparte sich den Bissen vom Munde, pumpte links und pumpte rechts, um die Wünsche seines Schätzchens einigermaßen befriedigen zu können.

Eines Morgens flog das reizende Vögelein aus, um nicht wiederzukehren. Als wertes Andenken ließ es dem Geliebten ein Bündelchen Rechnungen zurück, die sich auf mehrere tausend Franks bezifferten. Es war Winter und kein Scheit Holz im einsamen Stübchen. Die Gläubiger stellten sich bei dem verlassenen armen Teufel ein mit drohenden Mienen. Indessen flatterte die Treulose am Arme eines Millionärs durch die sonnigen Gefilde Italiens. Sie beging obendrein die unbewußte Grausamkeit, ihrem verlassenen Poeten, der in seinem Pariser Dachstübchen wie ein Schneider fror, lockende Schilderungen aus dem fröhlichen Sonnenlande zu schicken, wie folgendes Billet doux aus Rom:

„Mein Freund! Hier ist gut sein. Das herrlichste Wetter und ein Karneval zum Entzücken. Ich amüsiere mich und werde ordentlich fett; auch war ich nie so hübsch wie jetzt. Ich hoffe, daß Du Dich auch amüsierst und zuweilen an Deine kleine Freundin denkst . . . ."

Sardou gesteht, daß er aus seinen Liebschaften mancherlei nützliche Belehrungen für seine Theaterstücke gezogen habe. Nichts glaubwürdiger als das! Er machte auch der berühmten Rachel den Hof. Er dichtete für sie eine kolossale Tragödie in Alexandrinern „La Reine Ulfra." Das abenteuerliche Stück spielte in Schweden. Die ebenso gefeierte als kapriziöse Tragödin fand die Gegend etwas zu kalt . . . Griechenland wäre ihr lieber, ließ sie dem schmachtenden Poeten sagen. —

Nun suchte er eine andere Theatergöttin für sich und seine Manuskripte zu interessieren. Er schrieb „Candide" für die reizende Déjazet und brachte ihr das Stück selbst in ihr Landhaus. „Der Flieder duftete so süß," wie unser träumerischer Wagnerianer,

der empfindsame Felix Philippi sagen würde, und die Vögel tirelierten so wonnig in dem blühenden Gezweig. Mademoiselle Déjazet schwebte wie eine Fee des ewigen Frühlings dem ängstlich-harrenden Sardou am Gartenthor entgegen. Der Dichter entfaltete seinen Empfehlungsbrief und setzte in wohlklingender Rede den Gegenstand seines Besuches auseinander. Die Hörerin lächelte so liebreich und ihre weißen, zarten Händchen nahmen das dargebotene Manuskript so wohlwollend entgegen, daß sich der Sprecher ein Herz faßte und ihr seine ganze schmerzensreiche Geschichte haarklein erklärte . . . . Und der Chor der Vögel accompagnierte und der Flieder duftete immer berauschender; süße Schauer zitterten durch die junge Frühlingswelt . . . .

Hierauf wandte sich Sardou an Madame Montigny, als Schauspielerin genannt Rose Chéri, damals Gattin des Direktors vom Gymnase-Theater. Er brachte ihr eine Komödie „Paris à l'envers." Monsieur Montigny schickte das Stück zur Prüfung an Scribe und es entspann sich ein umständlicher, zeitverschlingender Briefwechsel.

Mittlerweile hatte der unermüdliche Schriftsteller eine neue Komödie fertig geschrieben, für die er den Titel „Les Pattes de Mouche" wählte, und behändigte sie der Schauspielerin Fargueil. Mademoiselle war so gütig, das Werk ungelesen dem Direktor des Vaudevilles zu übergeben; dieser verleibte es — ebenfalls ungelesen — seinem großen Schubfach ein, wo schon hundert Schicksalsgenossen schlummerten, wie die Leichen in der gemeinsamen Grube auf einem Armenfriedhof.

Der Dichter sah sein Manuskript nicht mehr, aber das Sujet ging ihm beständig durch den Kopf. Es däuchte ihm absonderlich gut und eines besseren Loses wert, so daß er sich nicht enthalten konnte, die begrabene Komödie seiner Freundin Rose Chéri zu erzählen, auf deren Betreiben die Wiedererweckung bei Lampenlicht erfolgte.

Ein Triumph!

Ein zweiter und dritter folgte; die Siege wurden von dem geschickten Feldherrn nach allen Regeln der Strategie ausgebeutet, und vom Jahre 1861 ab war der „bohémien sans feu ni lieu" endgiltig besiegt, Sardou war ein berühmter Theaterschreiber, seine goldenen Jugendträume verwirklichten sich einer nach dem andern. — —

Den Rest seiner litterarischen Unternehmungen bis in die jüngste Zeit erzählt heute jedes Konversationslexikon . . . Nun ein paar Schritte zurück zu seiner Familiengeschichte!

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts brach eine Sippe armer Leute von Sardinien auf, um ihre Zelte nordwärts zu tragen, Brod und Freiheit suchend. In der Nähe von Cannes siedelte sie sich an, wuchs und vermehrte sich, und die Nachkommen hielten treu zusammen. Diese Fremdlinge wurden von den Eingeborenen nach ihrem Stammlande provençalisch „lei Sardou" (die Sardinier) genannt. Diese Bezeichnung ist geblieben und bekam zivilrechtliche Geltung. Victorien Sardou, geboren 1831, ist ein Abkömmling dieser italienischen Sippe, die sich tapfer emporgearbeitet. Sein Vater war zuerst Schulvorsteher in einem burgundischen Städtchen, später in Paris.

Der Herzenszug nach der alten Heimat hat sich noch nicht verloren. Victorien Sardou liebt die Gestade des blauen Meeres an Frankreichs Südküste mit Leidenschaft. Nachdem er sich ein luxuriöses Palais in Paris und ein Schloß in Marly erworben, hat er sich jetzt auch eine stolze Villa am Meere gebaut, nicht weit von dem Orte, wo die Hütten seiner Vorfahren gestanden.

Lassen wir zum Schlusse einige von den kritischen Stimmen, die sich wider das Sardou'sche Wesen erhoben, zu ihrem Rechte kommen, auch von dem Auslande gehört zu werden. Monsieur Rude äußert sich in den „Confidences d'un Journaliste" folgendermaßen über seinen geschätzten Landsmann:

„Man hat zuweilen behauptet, Sardou habe Aehnlichkeit mit dem ersten Konsul, dem „Corse à cheveux plats" des Poeten August Barbier. Das ist eine Schmeichelei. Wenn er etwas von Bonaparte hat, so ist es sicher nicht dieser Kopf eines kleinen Fuchses auf der Lauer . . . . Sardou ist eine von jenen arbeitsamen und hartnäckigen Mittelmäßigkeiten, die, nachdem sie zehn Jahre lang unter ihrem wahren Wert vegetieren mußten, das Glück haben, sich plötzlich weit über das Niveau ihrer reellen Bedeutung zu erheben . . . Während man ihn bei jedem neuen Stücke der Nachahmung oder selbst des

Diebstahls anklagte, hat der Erfolg nichtsdestoweniger aus Sardou, der mit leeren Taschen im Théâtre-Déjazet anfing, den Millionär von Marly gemacht. Imitation oder Plagiat, seine Geschicklichkeit war da und seine Taschenspielerstückchen hatten den Beifall des Publikums. Er war gewiß kein schöpferischer Geist, und als er einmal eine Original-Komödie machen wollte, nicht um der Originalität, sondern um des Profites willen, den er aus dem Sujet zu ziehen glaubte, zu einer Stunde, wo es mit der Republik und den Republikanern aus zu sein schien, da gab er uns den „Rabagas". Schlechtes Stück und abscheuliche Ausbeutung einer Situation, wo noch alle Wunden bluteten. Sardou, Bürger der moralischen Ordnung, säete den Sturm, um eine einträgliche Neugier zu ernten . . ."

Der von Monsieur Rude erwähnte Vorwurf des Plagiats beruht auf der männiglich bekannten Thatsache, daß Sardou das Gute nimmt, wo er es findet, ohne sich die Mühe langen Suchens zu geben. Bei dem Verleger Ghio ist jüngst erst eine Broschüre „Affaire Sardou" erschienen, welche reiches Material zur Geschichte des Ursprungs der Sardou'schen Theaterstücke enthält. Recht pikant ist der Nachweis, der früher zum Teil schon von Dr. A. Mels geführt wurde, daß viele Quellen des Pariser Dramatikers auf deutschem Geistesboden rieseln. Wenn einmal die Völkerpsychologen im Bunde mit universellen Literarhistorikern die Grundbücher der Originalideen schreiben werden, dürfen sich die fanatischen Bewunderer französischer Geistreichigkeit auf kuriose Aufschlüsse gefaßt machen. Doch ist dabei der Vermerk unerläßlich, daß nicht die Ideen als solche, sowenig als die ungemünzten Edelmetalle, sondern die geschickte Bearbeitung, die Fruchtbarmachung derselben das Entscheidende für den geistigen wie materiellen Nationalreichtum sind.

Emil Zola hat den neueren Sardou'schen Stücken lange Feuilletons gewidmet. Hier zur Charakteristik vorläufig einige Sätze: „Vor allem muß ich erklären, daß ich die religiösen und politischen Diskussionen ganz bei Seite lasse. Es ist mir vollkommen gleichgiltig, ob Monsieur Sardou Spiritualist oder Materialist ist; nur daran liegt mir, zu erfahren, ob er als hoher oder als gemeiner Geist denkt, ob er ein gutes oder ein mittelmäßiges Werk schreibt . . . . Nach den „Bourgeois de Pontarcy", dieser armseligen Schilderung der Provinz, habe ich mir erlaubt zu sagen, daß Herr Sardou unsere litterarische Achtung nicht besitzt. Das hat ihn sehr verdrossen. Er amüsirt uns, er ist gewiß einer der geschicktesten und beweglichsten Köpfe unserer Zeit, aber er versteht weder zu denken, noch zu schreiben. Ein einziger Windstoß genügt, sein ganzes Phrasenwerk wegzufegen. Wohlan, ich wiederhole, auch nach „Daniel Rochat" besitzt Sardou unsere litterarische Achtung so wenig als zuvor und wird sie niemals besitzen."

Wir werden später Zolas Kritik über die auf deutschen Bühnen so beliebte „Dora" ausführlich bringen und damit zugleich eine Besprechung des neuesten Sardou'schen Sensationsdramas „Theodora" nach weniger bekannten und für den litterarischen Export weniger chauvinistisch thätigen Pariser Quellen verbinden.

Die Fürstin Kathi.

Erstes Probeblatt aus dem „Inventarium einer Seele" von B. v. Suttner.

Warum heißt die Fürstin „Kathi"? Es ist so ein beliebter Kontrast in aristokratischen Kreisen, die stolzen Frauen mit solchen abgekürzten, bäuerischen Namen zu nennen. Das ist nur um so stolzer. „Für meines Gleichen bin ich die Kathi" — scheint das zu sagen — „desto größer ist die Distanz zu Jenen, die mich als die durchlauchtigste Frau Katharina Fürstin von und zu ***, Sternkreuzordens- und Palastdame zu bezeichnen haben."

Fürstin Kathi ist zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahre alt. Ihre Schönheit besteht weder in Farbenfrische noch in Regelmäßigkeit ihrer Züge, sondern in dem Zauber ihrer herrschaftsgewissen Vornehmheit. Jede ihrer Bewegungen ist ein bewußtes, dabei doch nonchalantes Scepterschwingen. Gang und Haltung sind schwebend und müde zugleich;

der Kopf etwas seitwärts gebeugt, wie diademgedrückt. Wenn sie die Marmorstufen einer teppichbelegten Treppe hinabsteigt, mit schwer nachwallender Schleppe, oder wenn sie in den Ballsaal tritt, oder auch nur aus einem Modeladen bis zu dem offengehaltenen Wagenschlage geht, — immer ist es, als durchschritte sie ein Spalier von tiefverneigten Huldigern. Sie ist zart und gebrechlich; die Glut ihres Blickes verschleiert sie mit halbgesenkten Lidern; ein eigener ätherischer Duft — wie von echten Spitzen, die in Sandelholz-Schatullen lagen — entschwebt ihren Gewändern, und ein leises, goldenes Geklapper von Kettchen und Medaillons begleitet jede ihrer langsam-graziösen Bewegungen.

Rauhes und Hartes ist nie an sie herangekommen — sie kennt das Leben nur von der flimmernden, blumigen, leuchtenden Seite. Ihre Existenz ist vor aller Kälte durch Hermelin und Flaumen geschützt. Die Luft, die an ihre entblößten weißen Schultern streift, ist von Luftreflammen durchwärmt und von Blumenatem gesättigt; ihr porzellanglattes Füßchen im Louis XV.-Schuh von weichen, seidenen Maschen umschmiegt, kennt die Steine des Weges nicht und tritt nur auf sammtene Teppiche oder kiesbestreute Parkalleen. Ihre gewohnte Attitüde ist das hingegossene Lehnen: in den Kissen ihres rappengezogenen Landauers, auf den schwellenden Polstern ihrer Causeuse, in dem Fauteuil ihrer Opernloge.

Eine endlose Suite von Festen füllt ihre Tage und Nächte: Bälle, Hoffeierlichkeiten, diplomatische Diners, Gesandschaftsraouts, Privattheater, Wohlthätigkeitsbazare, Pferde-Rennen, Badereisen, Jagdpartien reihen sich an einander. Sie übt das rastlose Vergnügen als eine souveräne Pflicht. Aber sie ist müde, müde. Unter der knappen Atlas-Kuiraſſe zuckt das Herz in einer bangen Sehnsucht . . . ein neugieriges Wissenwollen: „es muß doch noch andere Freuden geben? . . .“

Fürst Rudi, Kathis Gemahl, wohnt im andern Flügel des Palais und protegirt bekanntermaßen eine hübsche Operettensängerin. — Liebe — Leidenschaft. Die Worte schlagen von allen Seiten an Kathi's Ohr. Auf den Wogen der Opernmusik, durch die Blätter des neuesten Romans, durch das medisante Flüstern der Salonchroniken, überall wird jenes Zauberwort ihr zugeführt. Da fällt es in die Tiefe ihrer Seele hinein und plötzlich flammt es lohend auf. Glücklich, dreimal glücklich derjenige ihrer anbetenden Sklaven, auf welchem in diesem Momente ihr schmachtendes Auge ruht.

Der Gunstbeschenkte einer solchen Frau zu sein ist wohl ein Loos, das die raffinirtesten Liebesfreuden bietet, für welche unser kultur- und luxusgefeilter Sinn empfänglich ist. Sofern Liebe ein Rausch ist, eine ekstatische Erweckung der Lebensgeister, was kann man sich da für eine Atmosphäre denken, die narkotischer wirkte, als diese Glanz-Atmosphäre, welche die große Dame umgibt? Alle Motoren der Leidenschaft, nämlich die Eitelkeit, das Mysteriöse, die Schwererreichbarkeit wirken hier zusammen. Eine solche Geliebte zu besitzen, ist ein Ruhm, ein Entzücken, eine Gefahr.

Die Bitterkeit des gestörten Friedens, welche andere unerlaubte Liebe vergällt, fällt hier weg. Fürst Rudi wird durch den Treuverlust nicht unglücklich werden, sofern die „apparences“ gewahrt bleiben. Im schlimmsten Falle jagt er uns eine Kugel durch den Kopf. Für Kathi selbst ist die Einweihung in das Liebesleben keine Störung, sondern eine Vollendung ihrer Existenz. Sie fällt in unsere Arme, nicht wie in einen Abgrund, sondern wie auf ein sanftes Ruhelager; das heimlich getauschte „Ich liebe dich“ klingt ihr nicht nach als ein banger Gewissensschrei, sondern wie das endliche Lösungswort eines heißquälenden Rätsels.

Das Geheimnis, mit welchem die „liaison“ umgeben sein muß, ist nur dicht genug, um dieselbe zu verschleiern und erhöht so ihren Zauber. Die es durchblicken, schweigen lächelnd. Man ist in einer Art stillen Einverständnisses mit der ganzen Coterie und ist dennoch diskret dabei. Man muß stets vorsichtig sein, sein gestohlenes Glück verbergen, hüten, sich tausend Mühen geben, nicht entdeckt zu werden — und hat noch die Beruhigung daneben, daß *wenn* man entdeckt würde . . . . es weiter auch kein Unglück wäre. —

Und wie stolz, wie stolz, wie ehrgeizbefriedigt man an seinen fürstlichen Schatz denkt! Ist es möglich? Diese selbe, zu welcher gewöhnliche Menschen nur in ehrfurchts-

voller Distanz aufblicken, auf deren Wege sich alle Häupter entblößen und neigen, wir sagen ihr „Du" und unter unseren Blicken erglüht dieses vornehmblasse, kalte Antlitz; diese hochaufgetürmten Locken, in welchen diamantene Reifen blitzen, unter unserer zitternden Hand stürzt ihr Aufbau zusammen und die seidenen Ringe fallen duftend auf unsere Stirn. Wir begegnen ihr auf der Corsofahrt oder im glänzenden Gedränge eines Hoffestes, wir verneigen uns ehrerbietig, während sie uns mit gleichgiltigem Kopfnicken grüßt und doch — und doch . . . . krampfhaft süß beklemmt sich unser Atem bei dem Gedanken, daß die Hohe mit uns ein Geheimnis und tausend glühende Erinnerungen und Erwartungen teilt.

Was war doch der Anfang des Ganzen? War's ein Blick, ein leisegesprochenes Wort, ein zufälliges Aneinanderschlagen der Herzen in einer tollen Walzertour? Ich glaube mich zu erinnern: es war im Theater. Damals war ich der einzige Besucher in ihrer Loge. Ich sprach, wie schon oft über das Thema der Liebe — im allgemeinen — aber in meiner Stimme zitterte die Leidenschaft. Ich saß hinter ihr und atmete den Duft ihrer blonden Haare, die in schweren, perlendurchflochtenen Massen auf ihren Nacken fielen; ihr Kopf war etwas abgewendet und die weißbehandschuhte Hand zupfte an den Blüten des Camelienbouquets.

Nun fiel der Vorhang, das Stück war zu Ende. Sie trat in den Logensaal und ich nahm den pelzgefütterten roten Atlasmantel, um ihn auf ihre Schultern zu legen. Dieses Mantelumhängen war der Anfang. Geschüttelt wie von einem leisen Frost, schmiegten und drückten sich ihre Achseln in die weiche Hülle — wärmebedürftig, zärtlichkeitssuchend — und lehnten so eine Minute, eine halbe Minute an meiner Brust . . . . Und Kathi war mein.

Die Bayerische Realschule und die Breymann-Möller'schen Unterrichtsbücher.*)

Von Ludwig Meiner.

Die untenstehend angeführten Werkchen sind einerseits sofort bei ihrem Erscheinen dem größeren Publikum durch die heftigsten Angriffe in einem nur für Bayern in Betracht kommenden Skandalblatte, sowie ferner durch einen jüngst erschienenen abfälligen Artikel im „Fränkischen Kurier" vorgeführt worden, andererseits haben sie bereits in den hervorragendsten Fachschriften eingehende Würdignng gefunden. Die zunächst erwähnten Skandalartikel müssen hier außer Betracht bleiben, während wir uns vorbehalten, auf den X-Artikel im „Fränkischen Kurier" gelegentlich zurückzugreifen.

Schon aus der Thatsache der erwähnten Angriffe sowohl als auch aus den in einzelnen Punkten sich stark widersprechenden Aeußerungen der fachwissenschaftlichen Kritik erhellt zur Genüge, daß die betreffenden Werkchen nicht zu den Dutzenderscheinungen auf dem Gebiete der Schulbücherlitteratur gehören und eben die Erkenntnis, daß weder Kritik noch Schule achtlos an ihnen vorübergehen dürfen, drückt uns die Feder in die Hand.

Es kann uns nicht einfallen, an dieser Stelle in alle Einzelheiten der fraglichen Bücher einzugehen, wir haben uns vielmehr vorgenommen zu untersuchen, inwiefern dieselben von dem Standpunkte der Realschule aus ihrer Anlage und den Hauptzügen ihrer Ausführung nach zu begrüßen oder abzuweisen sind.

Die Verfasser wollen den französischen Unterricht reformieren und zwar nach drei Richtungen hin. Sie wollen erstens die Aneignung der Aussprache von den vielen Zufälligkeiten der individuellen Vorbereitung und Mitteilungsfähigkeit der Lehrorgane unabhängiger machen und sie auf gesicherte Grundlage stellen, so daß eine möglichst gleichmäßige Annäherung an das Richtige überall und unter allen Umständen erzielt wird. Sie wollen ferner das bloße Auswendiglernen starrer Paradigmen vermieden wissen und leiten zu dem Ende den Schüler mit der ersten Aneignung der Verbalformen an, das bis dahin vom Gedächtnis aufgenommene Wortmaterial in selbständigen Sätzen zu verwerten; die Verfasser bezeichnen

*) Breymann, Französische Elementar-Grammatik für Realschüler (Ausgabe für Schüler). München. 1884. R. Oldenbourg. XII., 75 S. 8° *M.* 1.

Breymann und Möller, Französisches Elementarübungsbuch für Realschüler München. 1884. R. Oldenbourg. VI, 175 S. 8° *M.* 2.

Breymann und Möller, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Anleitung zum Gebrauch des Elementarbuches. München. 1884. R. Oldenbourg. 48 S. 8°.

das als „Stellen der Formenlehre in den Dienst der Syntax". Sie wollen drittens die nichtssagenden Einzelsätze sobald als möglich aus dem Unterrichte verbannen und den pragmatischen Stoff an zusammenhängender Lektüre zur Anschauung und Uebung bringen, und in der Auswahl des Lesestoffes stellen sie sich die weitere Aufgabe, die Sprache „zu dem natürlichen Bindegliede" aller in der Realschule betriebenen Disciplinen zu machen.

Wir brauchen uns lediglich auf die Ausführung dieser drei Gesichtspunkte zu beschränken, um darzuthun, daß die Verfasser ihre Reformarbeit mit voller connaissance de cause angegriffen haben. Oder sollte es in der That Fachgenossen geben, die aus sachlichen Gründen die volle Berechtigung und hervorragende Wichtigkeit der eben angeführten drei Gesichtspunkte oder eines derselben anzweifeln möchten?

Was nun die Umsetzung dieser Reformtheorien in die Praxis anlangt, soweit wir dieselbe nach den vorliegenden Büchern beurteilen können, so kömmt dabei natürlich vor allem das Uebungsbuch in betracht. Von den bisher erschienenen Kritiken der fraglichen Bücher ist die vom 5. Heft der „Blätter für das Bayerische Realschulwesen" gebrachte von Wolter die eingehendste und lassen wir daher dieser das Wort.

„Theoretische Künsteleien und bedenkliche Scheingelehrsamkeit, so drückt sich die angezogene Kritik aus, sind hier verbannt. In geschickter und für Lehrer und Schüler gleich anregender Weise haben die Verfasser es verstanden, progressiv vom Elementarsten zum rein Praktischen, vom einzelnen Wort zum Satz, zur ungebundenen Redeweise hinüberzuleiten.

„Getreu dem Grundsatz, die zusammenhängende Lektüre sofort in den Mittelpunkt des Unterrichts treten zu lassen (Vorwort S. VII), enthält der folgende III. Teil eine große Anzahl zusammenhängender Lesestücke, welche zumeist Erscheinungen und Begriffe des täglichen Lebens, die Elemente der Erdbeschreibung u. s. w. zum Gegenstand haben und die sich völlig im Vorstellungskreise eines 10—12jährigen Knaben bewegen. Die Wahl der Stoffe, besonders § 88, 130, 193, 197, 259, 262—65 ist durchaus glücklich, die Stücke sind zu lebhafter Rede und Gegenrede, zu Frage und Antwort meist sehr geeignet. Gewissenhaft durchgeführt, und von der Hand eines Fachmannes geleitet, der es im mündlichen Gebrauch des Französischen selbst zu einer Gewandtheit gebracht hat, müssen derartige mündliche Uebungen, neben den betreffenden schriftlichen, unzweifelhaft bildend und befruchtend auf das geistige Leben des Kindes einwirken und sicher und leicht in den Geist der fremden Sprachen einführen. Letzterem Zwecke, nämlich eine gewisse Fertigkeit im mündlichen Gebrauche des Französischen zu erzielen, dürfte das Elementarübungsbuch auch in den unteren und mittleren Kursen solcher Fortbildungsanstalten, wie sie in Berlin beispielsweise bestehen, völlig genügen und sich auch dort zur Einführung empfehlen."

Das 5. Heft der „Blätter für das B. R." mit dieser Wolter'schen Kritik des Uebungsbuches (von der Grammatik sprechen wir später) befand sich volle 14 Tage eher in den Händen der „Fachgenossen" als die Expedition des „Fränkischen Kuriers" die Freundlichkeit hatte, die den X.-Artikel enthaltende Nummer ihres Blattes an sämtliche Lehrerkollegien zu schicken. Trotzdem hat Herr X. den Mut, zu versichern, daß ihm „bis jetzt" keine Kritik der fraglichen Bücher zu Gesichte gekommen sei. Es ist freilich Niemand verbunden, die „Zeitschrift für neufranzösische Sprache" von Routing und Koschwitz oder das „Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie" von Behagel u. Neumann, in denen Franke resp. Rohde sich schon vor Monaten anerkennend über die Grammatik ausgesprochen haben, zu lesen; auch hinsichtlich der „Realschulblätter" besteht keine derartige Verpflichtung für den „Fachmann", so lange nur der verehrte „Fachmann" nicht beansprucht, dem großen Publikum, den eigenen Fachgenossen und last not least dem Ministerium den Staar stechen und gute Ratschläge erteilen zu wollen. Hat Herr X. wirklich keine der fraglichen Kritiken „zu Gesichte bekommen", so fragen wir, wie es kommt, daß ein Mann, der sich so wenig auf dem Laufenden in der Litteratur seines Faches hält, den Drang in sich verspürt, die Rolle eines „Rufers im Streite" zu spielen? Hat er sie aber doch gelesen, dann — — das Weitere wird der geneigte Leser selbst hinzufügen. So ganz beiläufig bemerkt dann die Redaktion des „Fränk. Kurier" in Klammer, daß die inzwischen erschienene Kritik von Wolter sich ebenfalls absprechend über den „Versuch" äußere. Der absprechende Teil der Wolter'schen Kritik bezieht sich einzig und allein auf einige Punkte der Elementargrammatik (Ausgabe f. Lehrer), während, wie aus Obigem zu ersehen, das Uebungsbuch in anerkennendster Weise besprochen wird. So viel im Vorübergehen, um Zweck und Mittel des X.-Artikels zu illustrieren und um darzuthun, daß wir uns in den Provinzen doch nicht so ganz geduldig Sand in die Augen streuen lassen. Solchen Stimmen gegenüber möchten wir den Verfassern der Elementarbücher den Göthe'schen Spruch in Erinnerung bringen: „So will der Spitz aus unserm Stall uns immerfort begleiten und seines Bellens lauter Schall beweist uns, daß wir reiten" Das von den Skandalartikeln wie von Herrn X. mit erhobenem Finger apostrophierte Ministerium wird übrigens, wenn die Entscheidung an dasselbe herantritt, wohl nach den begründeten Gutachten der Lehrerkollegien erkennen, ohne sich von links oder rechts beeinflußen oder gar einschüchtern zu lassen.

Münchener Mappe.

Allerlei Betrachtungen von Fritz Hammer.

3. Novitäten-Abende.

Das Münchener Theater-Repertoire kann sich hinsichtlich seiner Reichhaltigkeit und Manchfaltigkeit mit den Repertoires der ersten Bühnen der Welt messen. Seit letztem Herbste wurden uns im kgl. Hoftheater wie im Volkstheater am Gärtnerplatz so viele Novitäten und Neueinstudierungen geboten, daß wir uns gar nicht mehr auf alle besinnen können. Ich notiere nur die charakteristischsten zu Nutz und Frommen gegenwärtiger und — künftiger Geschlechter, welche in dieser Mappe mit archäologischer Inbrunst blättern und über jedes Wort die gelehrtesten Glossen machen werden.

Da präsentierten sich zunächst die letztjährigen Preiszwillinge des vom deutschen Kaiser zuerkannten Dreitausendthaler-Prämiums alias „Schillerpreises" für dramatische Verdienste: Paul Heyse und Ernst v. Wildenbruch. Der eine brachte seine „Getrennten Welten", ein angebliches Lustspiel, das jedoch sehr wenig lustig anzuhören war, der andere brachte seinen „Christoph Marlow", ein veritables Trauerspiel, worin fast in jedem Akte ein wenig gestorben wird und die englischen Herrschaften in einer Szene umfallen wie vergiftete Mucken, — um in der nächsten wieder aufzustehen. Der reine Sterbesport! Diese zwei Stücke der für „dramatische Verdienste" kaiserlich prämiirten Dichter waren für uns Münchener grasgrüne Neuigkeiten, aber was für ein muffliger Heugeruch der Langeweile ging von ihnen aus! Paul Heyse hat auf anderen Gebieten so Tüchtiges geleistet, daß es gewiß seinen Ruhm nicht schmälern heißt, wenn man seine dramatischen Schwachheiten bei ihrem wahren Namen nennt. Seine „Elfriede", die vor zwei Jahren hier gegeben wurde, und seine „Getrennten Welten" sind senile Dramatik, sein „Im Bunde der Dritte", das im vorigen Jahre aufgeführte Plauderstückchen, ist theatralisches Mittelgut; in den drei Werken ist von dramatischem Genie oder auch nur packender Technik nicht die leiseste Spur.

Wildenbruch hat dramatische Rasse, aber er ist ein zerfahrener Techniker. Seine Phantasie bekommt oft unglaublich barocke Anwandlungen und verdirbt dann in der Folge, was sie am Anfang recht gut gemacht. Sein „Christoph Marlow" ist erschrecklich ungleich gearbeitet; neben genialen Gedankenblitzen machen sich die traurigsten Banalitäten, neben kerngesunden Empfindungen die übertriebensten Gefühlsgaukeleien breit. Seine Künstlerschaft hat etwas Torsohaftes. Darum muten uns seine Stücke an wie Bildwerke, deren Rumpf aus edlem Marmor, deren Kopf und Gliedmassen aus Gyps gearbeitet sind. Selbst seine klingendsten Phrasen, seine bestempfundenen Kraftworte enthalten meist nur Schein- oder Halbwahrheiten. Marlow läßt er beispielsweise über Shakespeare sprechen —

„über ihn,
„Deß Name, unser ganz Geschlecht bedeckend,
„Gleich einer Pyramide der Aegypter
„Aufregen wird, ein Denkmal für Zukunft'ge:
„„Hier hat ein Volk gelebt!""

Schief und falsch! Die Pyramide verkündet höchstens: „Hier hat ein Despot gelebt", und daß das nicht auf Shakespeare paßt, leuchtet sofort ein.

Die qualvolle Rolle der Leonore wurde von Fräul. Bland süperb gespielt, während Herr Drach alle Mühe umsonst verschwendete, uns seinen verrückten Marlow glaubhaft zu machen. Nordische Gestalten liegen überhaupt dem Drach'schen Talent nicht sonderlich gut, welches mehr für orientalische und südliche Individualitäten (Uriel Acosta, Othello) nachschöpferischen Instinkt zu besitzen scheint.

So wenig wie Wildenbruch brachte Richard Voß in seinem Trauerspiel „Unehrlich Volk" eine straffe, einheitliche Durchbildung der tragischen Konflikte zuwege. Dieses toll-traurige Stück entfesselt einen wahren Hexensabbat schemenhafter Teufelei in abstrakter Gedankenluft. Heyse, Wildenbruch und Voß scheinen das wirkliche, natürliche Menschenleben mit dem Rücken anzusehen, wenn sie mit der dramatischen Muse Stelldichein haben. In „Unehrlich Volk" ist der Ratsherr Ehingen der einzige Mensch, mit dem man menschlich handeln kann. Herr Schneider spielte diese Rolle mit großer realistischer Bravour. Sehr gut war Frl. Bland in den visionär-heroischen Partien des konfusen Regula-Charakters, entzückend Frl. Schweighofer als Hilde in ihrer romantischen Blumenhaftigkeit und rührenden Mondscheinliebe. Drei Menschen werden in diesem Trauerspiel abgeschlachtet — warum? wozu? Der Dichter hat es in seinem fieberhaften Herumfahren in einem Wust von tragischen Motiven offenbar selbst nicht gewußt. Vielleicht entschließt er sich, aus dem verpfuschten „Unehrlich Volk" ein Libretto für eine große romantische Spektakeloper für einen Zukunftswagner zu gestalten, der dem Gefühl plausibel macht, was der Verstand nicht zu fassen vermag.

Kein Wunder, wenn das Publikum nach dieser schmerzlichen Heimsuchung berühmter Leute dem nüchternen, aber auf unfehlbaren Effekt losarbeitenden Franzosen Georges Ohnet für den sentimentalen „Hüttenbesitzer" von Herzen dankbar war, die prächtige Lustspiel- und Possenmischung des feuilletonistischen Witzboldes Oskar Blumenthal in der „Großen Glocke" bejubelte und zu guterletzt sogar den Schönthan'schen Schwank „Raub der Sabinerinnen", dem das Residenztheater zur Erhöhung der Faschingsfreuden fürstliche Gastlichkeit gewährte, mit Beifall überschüttete. Dieser Schwank mußte uns schon deswegen willkommen sein, weil er unserem vortrefflichen Häusser ausgiebige Gelegenheit bot, wieder einmal alle Register seiner zwerchfellerschütternden Komik zu ziehen.

Verantwortliche Redaktion von Dr. Georg Conrad in München.
Eigentum und Verlag von Conrad & Bettelheim in München. — Druck von H. Kutzner in München.
Im Buchhandel zu beziehen durch Otto Heinrichs Verlag in Leipzig.